



Adresse: Saratow,
 типо-литограф. Г. Х.
 Шельгорнь и К^о.

Adresse des Redakteurs:
 г. Саратовъ, Боль-
 шая Кострижная
 № 40.
 I. Крушинскому.

№ 15.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 12. Januar 1905.

Erscheint jeden Mittwoch.

Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:

Saratow, Theaterplatz, Haus Tillo.

Fernsprecher № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,

fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Redakteur: J. Kruschinsky, Bolschaja Kostrihnaja, № 40.

Inhalt. Amtliche Nachrichten. — Die Hochzeit zu Kana. — Tiroler Neujahrswunsch. — Unsere Dorfschule. — Die Korbflechterei in Kasitzkaja. — Eingefandt. — Lösung. — Ferne von der Heimat und dennoch daheim. — Es ist nicht alles in Ordnung. — Vom Kriegsschauplatz. — Briefe aus dem fernen Osten. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Allerlei. — Ankündigungen.

Amtliche Nachrichten.

4. Januar. Versetzt: P. Raphael Schäfer als Vikarius Expositus nach Zalta. P. Konstantin Staub als Religionslehrer an die Zentralschule in Prischib, Gow. Taurien. P. Bartholomäus Mikolajunas als Vikarius Expositus nach Nowotscherkast.

10. Januar. Ernann: Der Neopresbyter Alexander Friso n zum Vikar an der Kathedralekirche zu Saratow.

Die Hochzeit zu Kana.

(Zweiter Sonntag nach Epiphanie.)

Der göttliche Heiland wirkte seine Wunder zum Besten der Menschheit, um alle an sich zu ziehen in Glauben, Hoffnung und Liebe. Das gilt in besonders hohem Grade von dem Wunder auf der Hochzeit zu Kana, dem ersten, das er überhaupt gewirkt hat. Er wollte dadurch unsern Glauben vermehren, unsere Hoffnung stärken und unsere Liebe entzünden. Möchte unsere kurze Betrachtung desselben diese dreifache Wirkung in uns hervorbringen auf die Fürbitte der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria!

Der Herr vermehrte durch das Wunder den Glauben seiner Jünger. Einer von ihnen, der Evangelist Johannes, bezeugt es uns: „Er offenbarte dadurch seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn“. Fünf Männer hatte er nämlich damals schon zu seiner Jüngerschaft berufen: das Bruderpaar Petrus und Andreas, Johannes, Philippus und Nathanael. Diese glaubten bereits vorher, daß er der Messias ¹⁾ war, der König Israels, der Sohn Gottes, ²⁾ das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnehmen sollte. ³⁾ Sie glaubten das, teils weil Johannes der Täufer des bezeugte, teils weil sie das übermenschliche Wesen und Wissen Jesu selbst gewahrten. Hatte der Heiland doch dem Nathanael gleich bei seiner ersten Begegnung mit ihm zu verstehen gegeben, daß er um seine Geheimnisse wisse, die er auf natürlichem Wege nicht wissen konnte. ⁴⁾ Jetzt

aber hatten die Jünger als Augenzeugen das augenfällige Wunder gesehen; jetzt wurde ihr Glaube vermehrt. Jetzt glaubten sie auch infolge dieser neuen, glänzenderen Selbstoffenbarung.

Der Herr vermehrte oder weckte zweitens den Glauben in den Herzen der anderen Hochzeitsgäste. Er sorgte dafür, daß alle auf das Wunder aufmerksam wurden, ließ es zu, daß Weinmangel eintrat — wohl dadurch veranlaßt, daß er und seine fünf Jünger erst in erster Stunde eingeladen waren und darum bei den Anschaffungen nicht hatten berücksichtigt werden können — und daß der Mangel sich fühlbar machte. Er ließ das geschehen, damit die Freude hinterher um so größer werde. Und so geschah es. Die ganze Tischgesellschaft mußte zu der freudigen Überzeugung gelangen: Wir haben einen Wundertäter in unserer Mitte.

Der Heiland wollte endlich durch dieses Wunder den Glauben an ihn auch in unsern Herzen und in den Herzen aller Menschen wecken oder vermehren. Darum hat er dafür gesorgt, daß einer der Anwesenden den ganzen Vorgang genau aufgeschrieben hat.

Wir Christen glauben, daß der hl. Evangelist diesen seinen Bericht auf Eingebung des hl. Geistes geschrieben hat, und daß dieser also wahrheitsgetreu ist. Aber selbst ein Ungläubiger, der nichts von Eingebung wissen will, muß sich bei aufmerksamem, vorurteilsfreiem Lesen unserer Erzählung sagen: Diese ist so schlicht, so kindlich, so genau, daß sie nicht erdichtet sein kann. Es war drei Tage nach der Rückkunft Jesu aus Judäa, in einem Städtchen Kana, das man durch den Zusatz „in Galiläa“ von einem anderen Kana, dicht bei Tyrus, dem Kana „der Sidonier“, unterschied. Zahl und Größe der Krüge werden genau angegeben und alle Einzelheiten des Vorganges. Alles trägt den Stempel der Wahrhaftigkeit. Wir haben es nicht mit einem Dichter zu tun, sondern mit einem Geschichtschreiber, der nur Wahrheit und Wirklichkeit zu schreiben beabsichtigt. Er war selbst zugegen. Also konnte er den wahren und wirklichen Verlauf genau wissen. Also ist sein

¹⁾ Joh. 1, 41. ²⁾ eb. 1, 49. ³⁾ eb. 1, 29. ⁴⁾ eb. 1, 47—49.

Bericht wahrheitsgetreu und zuverlässig, nicht bloß im großen und ganzen, sondern bis ins einzelne hinein.

Maria war ursprünglich zur Hochzeit geladen. Dann kam der Heiland aus Judäa zurück mit seinen Jüngern. Und so wurde um der Mutter willen auch ihr Sohn geladen nebst seinen Jüngern. Maria legt ein gutes Wort für Gastgeber und Gäste ein, oder genauer gesagt, sie macht ihren Sohn auf die drohende Verlegenheit aufmerksam; denn sie weiß, mehr braucht es nicht, er versteht und erhört diese versteckte Bitte. Maria bestimmt ihren Sohn, seinen ursprünglichen Plan zu ändern und sein erstes Wunder jetzt und hier zu wirken. Oder findet ihr eine bessere Erklärung des merkwürdigen Vorganges? Die erste Antwort des Heilandes, lautet die nicht wie ein entschiedenes Nein: „Was hast du mit mir, Weib?“ oder vielleicht: „Was geht das mich und dich an?“ dafür zu sorgen, ist Sache des Gastgebers, nicht unsere Sache; „meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Stunde, bestimmte Zeit — wozu bestimmte Zeit? Nach dem Zusammenhang muß man ergänzen: die für mein erstes Wunder bestimmte Zeit. Maria hat das wohl verstanden, und doch gibt sie den Dienern den Wink: Tut nur alles, was mein Sohn euch sagt, selbst wenn es euch zwecklos vorkommt. Und Jesus erfüllt wirklich die Bitte seiner Mutter. Wie kommt das? Alles erwogen, müssen wir sagen: Marias Bitte hat das erste Wunder Jesu beschleunigt. Ohne jene hätte Jesus sein erstes Wunder vor den Augen der Jünger noch nicht damals und dort gewirkt, sondern erst später und anderswo. Da Gott aber von Ewigkeit Marias Bitte voraussah, hatte er gerade mit Rücksicht auf diese auch von Ewigkeit beschlossen, daß Jesus schon damals und dort seine Herrlichkeit offenbaren sollte.

O meine Christen, vermochte Maria so viel, dann vermag sie auch, uns zu helfen. Gewiß, die christliche Hoffnung ist eine göttliche Tugend; sie stützt sich auf Gott, Gottes Allmacht, Güte, Treue und Verheißungen. Aber eine Nebenstütze hat sie auch an der Mutter Gottes. Fühlen wir unsere eigne Unwürdigkeit, dann schieben wir die Mutter vor, Gottes Mutter und unsere eigne Mutter. Sie wird uns schon ihrem erstgeborenen Sohne, unserm ältesten Bruder vorstellen. Der kann ihr keine Bitte abschlagen. Wir haben es gesehen. Er muß sie erhören, selbst wenn es ihn ein Wunder kostet.

Wir sehen den Heiland teilnehmen an einem Hochzeitsmahle. Er war gekommen, um die Ehe, die Wurzel und Grundlage der Familie und der ganzen menschlichen Gesellschaft, umzugestalten und zu einer übernatürlichen Würde und Bedeutung zu erheben. Die Ehe war von Gott dem Schöpfer selbst im Paradiese eingesetzt worden als einheitliche und unauflöbliche Verbindung zwischen Mann und Weib zur Erzielung und Erziehung von Kindern und zu gegenseitiger Hilfeleistung. Mit der Zeit aber war diese Strenge gemildert worden: schon die alten Patriarchen hatten mehrere Weiber, ohne daß Gott den freundschaftlichen Verkehr mit ihnen abgebrochen oder sie deswegen auch nur getadelt hätte, und Ehescheidung wurde durch das mosaische Gesetz geradezu gestattet.⁵⁾ Doch diese Dispens, welche Gott aus schonender Rücksicht auf die Herzenshärte der Alten gegeben hatte, hob Christus in seinem neuen, vollkommenen Gesetze wieder auf. Die Pharisäer erhielten auf

ihre Frage nach der Erlaubtheit der Ehescheidung den Bescheid: „Habt ihr nicht gelesen, daß der, welcher im Anfang den Menschen schuf, als Mann und Weib sie geschaffen und gesagt hat: deshalb wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und die zwei werden zu einem Fleische werden? Demnach sind sie nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.“⁶⁾ Also nur zwei, nicht mehr sollen in Zukunft verbunden sein, und zwar durch ein unzertrennliches Band.

Legt Christus damit den christlichen Eheleuten ein Joch auf, das immer Pflichten mit sich bringt und unter Umständen bis zum Erdrücken schwer werden kann, so sorgt er andererseits, daß die Salbung der Gnade ihnen nicht fehlt. Er erhebt den Abschluß des Ehevertrages zu einem heiligen und heiligenden Abbilde seiner eignen unauflösblichen Verbindung mit seiner fleckenlosen Braut, der Kirche, zur Würde eines der sieben hl. Sakramente des Neuen Bundes, indem er an das gegenseitige Jawort der Brautleute Vermehrung der heiligmachenden Gnade und das Recht auf wirkliche Gnaden zur treuen Erfüllung der Standespflichten knüpft. Die christliche Ehe ist nach dem hl. Paulus ein „großes Geheimnis“ als Abbild der Verbindung Christi mit seiner Kirche.⁷⁾

Hat der Herr das Sakrament nun auch erst später wirklich gesetzt, so zielte seine Anwesenheit auf der Hochzeit in Kana doch schon darauf ab. Er nahm nach dem hl. Cyrillus von Alexandrien⁸⁾ die Einladung an, „nicht so fast um zu speisen, sondern vielmehr um das Wunder zu wirken und die Grundlage des Menschenlebens zu heiligen“.

Wie seine Teilnahme an der Hochzeitsfeier, so hat auch das Wunder eine naheliegende vorbildliche Bedeutung. Diese Verwandlung bei einem Mahle zu Anfang seiner öffentlichen Wirksamkeit, weist sie nicht hin auf eine andere Verwandlung bei dem Abschiedsmahle, das er zum Abschlusse seines sterblichen Lebens mit seinen Jüngern hielt? Heute verwandelt er Wasser in Wein, ein erstaunliches, aber unbestreitbares, sinnfälliges Wunder; Gesicht, Geruch und Geschmack überzeugen die Jünger unwidersprechlich, daß das scheinbar Unmögliche zur Wirklichkeit geworden ist. Später wird er Brot und Wein in die Wesenheit seines Leibes und Blutes verwandeln, ein ungleich größeres Wunder, aber kein Sinn bezeugt es, im Gegenteil, der Sinneneindruck erhebt Einsprache dagegen, der ist nach erfolgter Wesensverwandlung der gleiche wie vorher. Die Jünger sehen sich gegen das Zeugnis ihrer Sinne allein an das Wort ihres Meisters: Dies ist mein Leib, mein Blut, gewiesen. Aber dies Wort genügt ihnen, das Unglaubliche und scheinbar Unmögliche zu glauben und der Einrede der Sinne Schweigen zu gebieten. Ihr Glaube ist dazu stark genug. Auf der Hochzeit hat der Herr ja zum ersten Male seine Herrlichkeit ihnen offenbart und seitdem unzählige Male und hat sie so bestärkt im Glauben an ihn. Ihr Wortführer und Haupt hat aller Glaubensbekenntnis ausgesprochen: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist der Messias, der Sohn Gottes.“⁹⁾

⁵⁾ 5 Mos. 24, 1. ⁶⁾ Matth. 19, 4—6. ⁷⁾ Eph. 5, 32. ⁸⁾ j. d. St. ⁹⁾ Joh. 6, 69. 70.

Petrus, der Mann felsensfesten Glaubens, der so sprach, war einer von den glücklichen fünf Gästen in Kana.

Tiroler Neujahrswunsch.

Glückauf 1905!

Neunzehnhundert und fünf hat's g'schlagen, und ihr tut mich schon alle ums Glückwünschl fragen; doch bitt' ich zuerst um Geduld und Aufmerksamkeit, ich muß euch was erzählen, meine lieben Leut'. — Wir kommen oft so narrische Gedanken, die haben kein Ziel und kein Schranken, und am St. Johannstag, da hat's mich ganz verführt; ich hab' gekopft und spintifiziert und hab' gedenkt: „Nicht, was tust, wenn du vom Herrgott die Allmacht hast und wenn du einmal Gottvater warst und könntst a bisl die Welt regieren?“ — Was i tat? Das will ich euch g'schwind explizieren. — Vor allem, i kann's g'rad' nit laugen, tat i halt außs Tirolerlandl schaugen. Alle Berge und Spitzen tat i strecken und recken um zehnhundert Klafter, das müßt' nachher flecken, und alle Gruben und Löcher in der Mitten, die tat i voll Wasser anschütten — in jedem Tal, auf jeder Alm gab's ein tiefblauen See und die Berge wachseten doppelt in d' Höh'; die Almen tät' ich viermal anstucken und alle Knoten und Köfel mit Wiesen zulucken; die Bäume im Wald lasset i kirchturnhoch wachsen, kerzengrad' und beinfriech, bürstendick und voll Toren. Die Felder im Tal tät' i recken und weiten fünfmal in die Läng' und zehnmal in die Breiten; und neue Höfe und Häuser ließ' i bauen auf allen Plätzen und tat darauf ein paar tausend neue Bauern einsetzen. Alle Gelder tat i zahlen und alle Schuldbrief' verbrennen und die Hypotheken ließ' i fressen von den Hennen. Jede Stalltür tat i weithinter aufspufen, und überall tat i a Hundert Stück Vieh hineinschupfen; jedem Bauer tat i sein' Geldbeutel aufspreizen und ihm zehntausend Dukaten hineinschneuzen. — Im Sommer lasset i's wachsen in allen Orten und Lagen, daß das Gras und Korn über'n Dachern tat z'sammenschlagen und daß man müßt' Steigeisen nehmen, wenn man wollt' zu die Kornäher kemmen; aus allen Bächlein und Brünnen müßet Hönig und Wein auferrinnen; — die Kinder lasset i in allen Gründen stubengroße Henn-Nester finden; und Milch tat i schenken in allen Schüsseln und Tegeln, daß die Bäurin im Rauchfang müßt' Butter schlägeln und daß sie im Ofen den Kas müßt' modeln und mit ein' Heuschlitten außerrodeln. Und alle Leut' müßten mir im Landl bleiben, sonst wollt' i sie mit Brennesseln einertreiben oder i tat ihnen 's Heimwehe stiften und verehren, daß sie draußen steingroße Zacher müßten rehren — dann brauchten die Bauern nimmer so zu fechten rund umeinand' wegen Dirnen und Knechten. — Die braven und feinen Leut' tat i zusammengeben, die Lumpen und Schlampen im Sterzinger Moos aufheben. Und erschaffen tat i lauter Tiroler, den einen wie 'n andern touler: die Buben wie David so stark, ohne Tadeln, wie Judith so fromm und so sauber die Madeln; und in der Wiege müßten sie mir schon singen, daß der Schall bis nach Wien zum Kaiser tat dringen: — Den alten Mütterln ließ' i wieder die Stockzähne wachsen und den gläzeten Vaterln hellblonde Flachsen; die alten Leut' machet i jung und die jungen nicht älter, der Seisenmann kam' nur bestellter. Die großen Kreuz' ließ' i verschwinden, die klein' müßt' man halt weiter schinden. In alle Herzen wollt' i Tugend und gute Werke pflanzen und über allen Häusern müßten die Engel tanzen. Die Terischen machet i hör'n, die Blinden zu sehen und die Krumpen lasset i hupsen in d' Höhen. Den Lustigen lasset i halt ihr'n G'schmachten, die Traurigen machet i z'lachen — der schwarze Ganggerl allein soll rohen und rehren, im Tirolerland soll man nur beten und juchzen hören. Und im Himmel ließ' i ein extriges Türkl aufsperr'n, wo alle Tiroler hineing'lass'n wer'n und wo sie ein Plakl kriegen alle beisammen in ewiger Seligkeit. Amen.

Doch jetzt hätt' i mi bald vergacht und vergessen, das Sinnen und Trachten ist ja böß und vermessen; aber der Herrgott wird mir wohl gnädig die Sünde vergeben — ich hab' vor lauter gut Meinen halt g'schossen daneben. — Doch wünsch' ich euch noch einmal all's zum Neujahr, was oben genannt und

aufgezählt war; ich tu' aber alles in Demut unserm Herrn überlassen, der gibt schon, was jedermann braucht und was jeder kann fassen; und in mein Glückwünsch schließ' i auch b'onders die Leser ein, die in Schwaben und Kärnten, in Salzburg und Desterreich sein. — Im übrigen muß i g'rad' danken, daß i nit der Herrgott bin, i hätt' von mein' Wirken vielleicht ein' schlechten Gewinn: I brächt' im Himmel und auf Erden all's übereinand' und hätt' am End' noch selber den Schaden und die Schand', und die Engel könntn über meine narrischen Sachen sich buckelt und fugelrund lachen; und vielleicht tät' kein einziger Mensch zufrieden sein, und mir könntn die Ohren singen vor'm Schimpfen und Grein'. Und am End' tät' i mit der Welt, mit der ganzen, umschmeißen und man tät' mir zuletzt noch den Bart und die Haare ausreißen; drum laß i den Herrgott walten und behalt' meine rostige Sichl und bin und bleibe der alte Keimmichl.

Unsere Dorfschule.

Über die Disziplin in der Schule, von Lehrer Georg Götte.

(Fortsetzung.)

Unsere alte Schule verstand unter dem Namen Disziplin nur die äußere Ordnung, und zur Herstellung und Erhaltung derselben traf sie Maßregeln, die, großenteils in körperlicher Bestrafung bestehend, den größten Widerwillen bei den Kindern hervorriefen. Es ist bekannt, daß sich durch körperliche Strafen leicht die verschiedensten Laster, wie Lüge, Verachtung und Haß gegen den Lehrer, wie auch Widerwillen gegen das Lernen bei den Kindern einschleichen können. Lügen — indem die Kinder die begangenen Fehler leugnen, um der verdienten Strafe zu entgehen; Haß und Verachtung des Lehrers — wegen dessen Prügel; Widerwillen gegen das Lernen — indem hiezu äußere Gewalt angewandt wird.

Unsere heutige Schule versteht unter Disziplin etwas ganz anderes und ist sich bewußt, daß sie die Kinder nicht nur zu unterweisen, sondern dieselben auch zu gesitteten Menschen heranzubilden hat. Die Aufgabe der Schule ist also eine doppelte. Von diesem Standpunkte aus sieht sie auch auf die Disziplin und beurteilt dieselbe so:

1) Die Disziplin ist das moralische Wirken des Lehrers und der Schule auf die Schüler mittelst guter Beispiele, und nicht mittelst Stockschläge, wie dies ehemals war. Dem Vorstehenden zufolge richtet sich die Disziplin auf die Persönlichkeit des Lehrers, der, ausgerüstet mit notwendigen pädagogischen Kenntnissen, seinen Schülern gegenüber in jeder Beziehung als ein Muster dienen soll. Je vollkommener er seinen Schülern gegenüber auftritt, um desto besseren Erfolg wird er in seinem Wirken haben.

2) Eine wohlgeordnete Klassendisziplin hängt meistens von der geschickten Leitung des Unterrichtes von Seite des Lehrers ab. Sind dessen Vorträge lebendig und begeistert, so werden die Kinder regen Anteil an denselben nehmen und keine Zeit für Störung finden. Ist jedoch trägt es sich zu, daß die Schüler trotz aller Mühe und Arbeit von Seite des Lehrers keinen Anteil an dem Unterricht nehmen, sich also für denselben nicht interessieren, und dies trifft gewöhnlich dann ein, wenn die Kinder geistig ermüdet sind. In diesem Falle ist es notwendig, daß der Lehrer, um die Klassendisziplin zu erhalten, auf einige Minuten seine Beschäftigung mit einem beliebigen Liedchen vertauscht oder ähnlichem, und diesem Übel dürfte alsbald abgeholfen werden.

Zur Beförderung der Klassendisziplin spielen auch die sogenannten Schulregeln, die pädagogischen Ursprunges sind, eine wichtige Rolle. Diese müssen sowohl von Seite des Lehrers, wie auch von Seite der Schüler pünktlich erfüllt werden. So haben sich z. B. die Schüler jeden Tag um die bestimmte Zeit in der Schule einzufinden, und der Lehrer hat dementsprechend den Unterricht pünktlich zu beginnen. Keinem Schüler darf er gestatten, seinen Platz nach Willkür selbst zu wählen, denn dieses wäre gegen die Ordnung gehandelt und könnte große Unordnung zur Folge haben usw.

Über Obenerwähntes wird vielleicht ein mancher die Frage aufwerfen: Wenn körperliche Strafen nur Unordnung und sogar Laster zur Folge haben, warum werden sie dennoch heutzutage in unseren Schulen so häufig in Anwendung gebracht und die wahre Disziplin zur Seite geschoben? Der Grund liegt sehr nahe. Den-

ken wir nur ein bißchen nach über unsere häusliche Kindererziehung, oder besser gesagt, Kinderverziehung, und ein jeder wird einsehen, daß er in seiner eigenen Person die Hauptursache findet. Die meisten unserer Kinder, nur wenige ausgenommen, werden nach Vätern erzogen, d. h. nach Stimmung oder Mißstimmung der Eltern. Solange dieselben gut gestimmt sind, spielen ihre Kinder meist den eigenen Herrn, und ihre Freiheit ist, sozusagen, grenzenlos. Sind die Eltern aber mißstimmig dadurch, daß ihnen von irgend jemand über die Leber gekrochen wurde, so fallen sie gewöhnlich, um ihrem Zorne doch einigermaßen Sühne zu leisten, über ihre Kinder her, wie die Adler über das Aas, hauen unbarmherzig darauf los und dulden an denselben weder Erlaubtes noch Unerlaubtes. Daß die Kinder dadurch die Bedeutung der Strafe nie erkennen lernen und sie in derselben nur Barbarei und Tyrannie erblicken, das wird einem jeden von uns nach ernstlichem Überlegen einleuchten. Strafet daher, liebe Eltern, nie eure Kinder in dieser Weise, eingedenk, daß ein wichtiger Grund vorhanden sein muß, der den Kindern vorher erklärt werden dürfte, bevor zur Strafe geschritten wird! Duldet nie an euren Kindern Unerlaubtes schon in ihrer Jugendzeit! Was erlaubt ist, muß immer erlaubt sein; was unerlaubt ist, soll immer unerlaubt bleiben. Nur auf solche Weise gewöhnen sich unsere Kinder leicht an Ordnung und wir, sowohl die Eltern zu Hause, wie auch die Lehrer und Erzieher in der Schule, werden dieser unbequemen Lage, die Rute in der Schule zu gebrauchen, enthoben sein, und unsere Kinder werden einträglich die Dankbarkeit für die gute Erziehung auf unsern Gräbern nachweinen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Korbflechterei in Kasiklaja.

(Postadresse: Почт. ст. Степно, Сам. г. село Казиклaja, М. М. Обертъ.)

Ungefähr 40 Werst von Saratow den Wolgaström hinunter beginnt auf der Wiesenseite (auf dem linken Ufer) die Reihe der deutschen Dörfer. Die ersten sind Kasiklaja (Brabender) und Berejowka (Teller). Die Woga bildet da eine große Anzahl von Inseln und eine ungefähr 8 Werst breite Ebene—Wiese. Die Wiese wird als Heuschlag ausgenützt, und auf den Inseln wachsen Bäume und Weiden. Letztere werden zum Flechten verwendet. Doch kam die Korbflechterei bisher über ihren Anfang nicht hinaus, weil sie nicht meisterhaft betrieben wurde. Man verfertigte nur ganz gewöhnliche Körbe und Kästen, die für einen billigen Preis in Nowosk oder in Saratow auf den Markt gebracht wurden. Auf diese Weise blieb mehr als die Hälfte des Verdienstes unausgebeutet, den bei guter Ordnung des Gewerbes die Einwohner hätten haben können. Um diesem Übelstande abzuweichen, nahm das Nowoskener Kreislandamt die Sache in die Hand. Es beauftragte den Einwohner von Kasiklaja Mathias Obert mit der Einrichtung und der Geschäftsführung der Korbflechterei in Kasiklaja und Berejowka. Obert begab sich nach Achmatowka an der Wolga, Kasiklaja gegenüber, Kreis Kamyschyn, beschäftigte dort die Korbflechterei des Grafen Dsuffew, die im großen betrieben wird, und mietete dort einen Meister an. Am 1. Februar 1903 wurde dann die Korbflechterei in Kasiklaja und Berejowka eröffnet, und zwar im ersteren Dorf mit 5 und in letzterem mit 4 Arbeitern. Anfanglich legten die Leute der Korbflechterei keine besondere Bedeutung bei, in Teller stellten sich die Arbeiten sogar nach einigen Monaten ein. In Kasiklaja dagegen nahm das Gewerbe einen sehr raschen Aufschwung. Die ärmere Klasse, besonders die Pferdlosen, sah bald ein, daß die Flechterei eine leichte, und dazu sehr ergiebige Quelle von Verdienst sei. Das Landamt bezweckt dabei ja auch hauptsächlich, der ärmeren Klasse an Ort und Stelle Arbeit zu liefern. In Kasiklaja meldeten sich daher auch mehrere Liebhaber, und am 1. Oktober 1903 betrug die Zahl der Arbeiter bereits 20. Seit her hat sie beständig zugenommen und gegenwärtig arbeiten 42 Personen.

Der Meister Dimitrij Jakowlewitsch Mjasnikow bezieht einen Gehalt von 30 Rbl. monatlich. Ein guter Arbeiter verdient, in ebendergleichen Zeit an 20 Rbl. Das ist ein Verdienst, wie ihn kein Knecht haben kann. Außerdem ist die Arbeit eine leichte. Das Geschäft ist nämlich so eingerichtet. Jeder Flechter erhält eine Anzahl Weiden und Stöcke je nach der Arbeit, die er leistet. Das Ma-

terial nimmt er in seine Wohnung und verarbeitet es in den Freistunden. Hat er den Gegenstand fertig, so liefert er ihn dem Geschäftsführer ab. Sowohl das abgelassene Material, wie auch die gelieferten Sachen werden in einem Büchlein genau verzeichnet. Jeden Freitag werden die fertigen Sachen abgeliefert und die Arbeiter ausbezahlt. Gegenwärtig beträgt der wöchentliche Arbeitergehalt rund hundert Rubel. Somit hängt der Verdienst ganz und gar von der Geschicklichkeit und von dem Fleiße des Arbeiters ab. Je mehr er sich im Flechten übt, damit er künstliche und teure Sachen herstellen kann, und je fleißiger er arbeitet, desto größer ist sein Verdienst. Dabei hat er gar keine Auslagen und bleibt zu Hause in seiner Familie, die ihm manche Nebenarbeiten leisten kann und dadurch den Arbeitsabsatz vergrößert. Anfänger müssen eine Zeitlang bei geübteren Flechtern Lehre nehmen. Erst wenn sie es im Flechten so weit gebracht haben, daß sie keine Weiden verderben, erhalten sie Material zu selbständigen Arbeiten. Der Meister macht die Kunde und erteilt einem jeden die notwendige Anweisung.

Die Gegenstände, welche in der Flechterei verfertigt werden, sind: Kisten und Kästen mit Deckeln, Sühle, Sessel, Schaukelstühle, Blumentöpfe, Papierkörbe, Hentlkörbe, Kästen für Kindewägelchen und andere bis gegen hundert verschiedene Sachen nach mannigfaltigen Mustern. Die Arbeiten werden hübsch und stark gefertigt und haben sich bereits die öffentliche Anerkennung erworben. Am 1. Oktober 1904 wurden an 90 Gegenstände verschiedener Sorte nach Nowosk auf die Ausstellung geschickt. Auch der Meister mit einigen Arbeitern sowie mit dem nötigen Flechtmaterial begab sich dorthin. Die ausgestellten Gegenstände waren in einem Nu verkauft und reichten lange nicht hin, um alle Wünsche der Besucher zu befriedigen. Auf der Ausstellung flochten die Arbeiter verschiedene Sachen, um den Besuchern augenscheinlich zu zeigen, wie dieselben verfertigt werden. Der Ausstellungsausschuß hat der Korbflechterei in Kasiklaja die kleine sibirische Medaille zuerkannt. Da das Landamt mit der Einrichtung der Korbflechterei keine Geschäftszwecke im Auge hat, sondern nur mittellose Leute an Ort und Stelle Arbeit liefern will, so sind auch die Preise für die geflochtenen Gegenstände niedrig. Es kosten z. B. Kästen von einer Länge von 8 Werst 85 Kop. 10 Werst. 1 Rbl. 15 Kop. 12 Werst. 1 Rbl. 35 Kop. 14 Werst. 1 Rbl. 55 Kop. 16 Werst. 1 Rbl. 85 Kop. 18 Werst. 2 Rbl. 40 Kop. 20 Werst. 2 Rbl. 70 Kop.; Sühle 50 Kop. Sessel 1 Rbl. 50 Kop. Blumentöpfe von 50 Kop. bis 1 Rbl. 75 Kop.; Papierkörbe 60 Kop. bis 2 Rbl. 50 Kop. Kindewägelchenkasten 50 Kop. bis 1 Rbl. 75 Kop. Letztere kosten z. B. im Magazin in Saratow 4 Rbl. Der Unterschied ist also ein bedeutender. Die während des Winters verfertigten Sachen werden bis zum Frühjahr aufbewahrt, wozu das Landamt im verfloffenen Sommer eine große Holzheuer erbaut hat. Mit der ersten Schifffahrt gelangen dann die Gegenstände zur Ablieferung in die Städte am Wolgaström. Vom Oktober 1903 bis zum Frühjahr 1904 wurden geliefert nach Saratow für 1500 Rbl.; nach Utrachan für 1400 Rbl.; nach Nowosk auf der Eisenbahn für 150 Rbl.; mehrere Gegenstände wurden an Ort und Stelle verkauft. Der Umsatz von nur sieben Arbeitsmonaten beläuft sich etwas über 5000 Rbl. Für das laufende Jahr wird er noch höher sein, da die Zahl der Arbeiter stets im Steigen ist. Im Kopenvoranschlag für das Jahr 1905 werden 4 Millionen Weiden und 100.000 Stöcke verlangt. Wo wird diese Masse von Weiden geschnitten?

Oben wurde bereits gesagt, daß die Wolgaineln die Weiden liefern. Im verfloffenen Sommer hatte die Korbflechterei fünf Desjatinen Kronsweiden, die Desjatine zu 5 Rbl. gepachtet. Zur Verarbeitung des Rohmaterials waren 70 Arbeiter angemietet. Dieselben mußten die Weiden schneiden und schleifen für eine Belohnung von 25 Kop. für das Tausend. Der Korbflechterei kam das Tausend geschliffener Weiden mit allen Auslagen auf 45 Kop. zu stehen. Die gepachteten Weiden reichten aber nicht aus, weshalb die Flechterei noch circa 1 Million ankaufen muß. Zu haben sind in Teller und Achmatowka, doch um einen viel höheren Preis—gegen 60 Kop. das Tausend. Für das laufende Jahr wird die Flechterei mehrere Wolgaineln in Pacht nehmen. Das Landamt hatte sich an das Ministerium der Landwirtschaft mit der Bitte gewandt, die Weiden und die Stöcke aus den Kronsweiden unentgeltlich abzulassen, erhielt aber zur Antwort, daß dies infolge des Krieges heuer

nicht möglich sei. In diesem Jahre wird auf den Kronsländereien im Kreise Nowoufenssk eine Weidepflanzung angelegt, aus der die Flechtere die Weiden beziehen wird. Da zum Flechten nur einjährige Weiden verwendet werden, so wird man von der Anpflanzung bereits im nächsten Jahre Gebrauch machen können. Zu Stöcken können dagegen nur vierjährige Verwendung finden. Diese müssen daher noch angekauft werden. Es kostet das Tausend 3 R. 50 K.

Da die Korbflechtere in kurzer Zeit einen namhaften Aufschwung aufzuweisen hat, so kann man hoffen, daß die Sache in Zukunft sich noch mehr ausbreiten wird. Das Landamt beabsichtigt, eine Werkstätte zu bauen. Geschicht dies, dann darf man wohl erwarten, daß mit der Flechtere zugleich eine Niederlage von landwirtschaftlichen Geräten wird vereinigt werden.

Hieronymus.

G i n g e s a n d t.

Sehr geehrter Redakteur!

Um so manches im Irrtume befangene und aufgeregte Gemüt, durch Ihr geehrtes Blatt zur Wahrheit und Ruhe zu führen, bitte Sie, folgenden Fall gemäß den Bestimmungen des katholischen Kirchenrechtes zu lösen.

Diesen Herbst starb hier in Heidelberg N. Härty evangelisch-lutherischer Konfession. Die aus dieser Mischehe geborenen Kinder, die alle katholisch getauft und erzogen sind, baten mich: 1) daß die Verstorbene in die Reihe der Gläubigen beerdigt würde und 2) daß während der Beerdigung die Glocken der Kirche geläutet würden. Beides wurde zuerst in Milde, dann, nachdem die Frage gestellt ward: „was wird aber, wenn dennoch jemand läuten wird?“ in Strenge zurückgewiesen. Selbst die Drohung mit Klagen fruchtete nichts. Die Glocken wurden abgeschlossen, und die gute Frau mußte in die Reihe gebettet werden, die für Christen nichtkatholischer Religion bestimmt ist. Diese Angelegenheit wurde natürlich von so manchem Katholik, der die Gesetze der hl. Kirche nicht kennt, oder doch nicht kennen will, von Nichtkatholiken und sogar Nichtchristen zur schärfsten Kritik gegen mich ausgenützt und wird es bis heute, um mich als Hezer und Intoleranten gehässig zu machen. Der Witwer P. Härty hat ferner mich als eigensinnigen Priester beim Gouverneur verklagt, was jedoch dieser Tage von Seiner Excellenz Trepow zurückgewiesen wurde mit der Bemerkung, besagter Herr möge sich in dieser Angelegenheit an die geistliche Diözesanverwaltung wenden. Im Interesse des Friedens bitte zu beantworten:

- 1) Wer hat recht?
- 2) Wer ist strafbar?
- 3) Wie lautet die Strafe?

Hochachtungsvollst P. Joh. Hoffmann.

Heidelberg, 28. Dez. 1904.

L ö s u n g.

Hatten die Hinterbliebenen der verstorbenen Frau Härty das Recht an P. Hoffmann die oben angeführten Forderungen zu stellen oder nicht? Darauf ist zu antworten: Nein. Und warum nicht? Aus folgenden Gründen. Die Glieder der katholischen Kirche genießen viele Rechte und Güter. Sie nehmen teil an hl. Messopfer, an den hl. Sakramenten, den Sakramentalien, an allen guten Werken. Sterben sie in der Gemeinschaft der katholischen Kirche, so wird für sie öffentlich das hl. Messopfer dargebracht, und bei ihrer Bestattung zur Ruhe erweist ihnen die Kirche Ehre und Wohltaten. Dazu gehört unter anderem auch das feierliche Glockengeläute und die Ruhebettung in geweihter Erde. Wer aber dieser Ehre und Wohltaten nach seinem Tode teilhaftig werden will, der muß sich als Glied in die katholische Kirche aufnehmen lassen; denn die katholische Kirche ist eine sichtbare Gesellschaft, ein Verein, ja die größte Gesellschaft auf der ganzen Welt. Wer aber die Rechte der Mitglieder einer Gesellschaft beansprucht, der muß doch ein Mitglied der Gesellschaft sein. Das ist doch selbstverständlich. Wenn Härty nicht zur Gemeinde Heidelberg gehören würde, und die Hinterbliebenen würden dann von der Heidelberger Gemeinde ihren Unterhalt als Waisenkinder oder sonstige Gemeinderechte verlangen, dann würde man

ihnen zweifelsohne erwidern: Ihr gehört ja nicht zu Heidelberg, daher habt ihr auch kein Recht, Unterstützung zu verlangen. Wendet euch an jene Gemeinde, der ihr beigeschrieben seid. Gegen solche Handlungsweise der Heidelberger Gemeinde hätte niemand etwas einzuwenden. So verhält es sich auch in gegebenem Falle. Die verstorbene Härty wußte recht wohl, mit welchen Ehren die entschlafenen Katholiken beerdigt werden und welche Wohltaten denselben dabei zukommen. Sie hat sich aber trotzdem nicht in die katholische Kirche aufnehmen lassen. Nun gut, dann hat aber auch niemand das Recht, für sie die katholische Begräbnisruhe zu beanspruchen; denn diese kommt nur Katholiken zu, Härty war aber keine Katholikin. Die Hinterbliebenen verlangten daher etwas Widerrechtliches, das konnte und durfte P. Hoffmann nicht gewähren. Warum nicht? Weil das katholische Kirchenrecht es verbietet.

Die Beerdigung in geweihter Erde ist ein Zeichen der Gemeinschaft mit der katholischen Kirche. Nun aber kann die katholische Kirche mit denen nach ihrem Tode keine Gemeinschaft haben, die bei ihren Lebzeiten entweder diese Gemeinschaft gar nicht eingegangen sind, oder wenn sie dazu gehörten, dieselbe aufgegeben haben; denn dadurch haben diese aller Welt zu verstehen gegeben, daß sie von der katholischen Kirche nichts wissen wollen. Wie sie also gewollt, so geschieht ihnen. Sie wollten keine Gemeinschaft mit der katholischen Kirche, deshalb wird ihnen auch keine gewährt. Aus dem angeführten Grunde hat schon der hl. Papst Leo I., der Große (+ 461) die katholische Begräbnisfeier für Nichtkatholiken untersagt. Er schrieb an den Bischof von Narbo: „Das Loz derjenigen, die außer der Gemeinschaft (der katholischen Kirche) verschieden sind, ist dem Gerichte Gottes anheimzustellen, in dessen Macht es stand, ihren Tod bis zur Gemeinschaft (Bekehrung) nicht zu verschieben. Wir aber können mit den Toten keine Gemeinschaft pflegen, mit denen wir zu ihren Lebzeiten keine Gemeinschaft gehabt haben.“ c. 1. C. 24. Q. 2. d. h. dieser Ausspruch steht im kirchlichen Rechtsbuch 1. Kap. 24. Fall, 2. Frage. Dasselbe Verbot wiederholte Papst Innozenz III. (+ 1216) im Schreiben an den Erzbischof von Drontheim mit den Worten: „Durch die hl. Kirchenregel ist festgesetzt, daß wir mit jenen Toten keine Gemeinschaft pflegen, mit denen wir zu ihren Lebzeiten keine Gemeinschaft gehabt haben, und damit diejenigen des kirchlichen Begräbnisses entbehren, die von der kirchlichen Einheit, getrennt waren und in der Todesstunde sich mit der Kirche nicht ausgesöhnt haben.“ 12. X. 3. 28. d. h. dieses Kirchengesetz steht im kirchlichen Rechtsbuch: 12. Kap. des 3. Buches der Dekretalien, 28. Titel „Von dem kirchlichen Begräbnisse.“ Wenden wir dies auf unseren Fall an. Frau Härty war „von der kirchlichen Einheit getrennt“, d. h. sie war nicht katholisch; sie hat sich ferner auch „in der Todesstunde mit der Kirche nicht ausgesöhnt“, d. h. sie wurde vor ihrem Hinscheiden nicht katholisch; deshalb mußte sie „des kirchlichen Begräbnisses entbehren.“ Zum kirchlichen Begräbnisse gehört aber das feierliche Glockengeläute und besonders die Bestattung in geweihter Erde. Dieses konnte und durfte P. Hoffmann ihr also nicht gewähren, sonst hätte er dem Kirchenrecht zuwider gehandelt und sich strafbar gemacht. Ja, das wäre nicht nur dem Kirchenrechte, sondern auch dem Willen der Verbliebenen zuwider gewesen, denn sie hat ja zeitlebens die Gemeinschaft der katholischen Kirche und somit auch das katholische Begräbnis verschmäht.

Ein allgemein angenommener Rechtspruch sagt: „Dem, der es weiß und es will, geschieht kein Unrecht.“ Frau Härty wußte recht gut, daß man sie als Nichtkatholikin nach ihrem Tode nicht in geweihter Erde bestatten werde; denn das sagten ihr die Gräber der Nichtkatholiken; sie wollte dies auch; denn sonst wäre sie katholisch geworden und hätte sich dadurch das Recht aufs katholische Begräbnis erworben: also hat man ihrer irdischen Hülle kein Unrecht zugefügt. Es gilt da die Regel: Willst du katholisch beerdigt werden, so mußt du katholisch sterben. Und: Stirbst du nicht katholisch, so wirst du auch nicht katholisch beerdigt. Die katholische Kirche zwingt dich nicht, katholisch zu werden; solltest du aber als Nichtkatholik sterben, so läßt sie sich auch nicht zwingen, dich katholisch zu beerdigen. Durch die Ver-

weigerung des kirchlichen Begräbnisses will sie aller Welt deutlich zeigen, daß sie die Gleichgiltigkeit im Glauben nicht begünstige.

Daß die Kinder Härtly katholisch getauft sind, ändert an der Sache nichts; denn dadurch ist Frau Härtly noch nicht katholisch geworden, und darauf kommt ja alles an. Mit der Botschaft des Erzengels Michael muß aber allen Katholiken und Nichtkatholiken zugerufen werden: Die katholische Kirche begünstigt die Mischehen nicht, sie billigt sie nicht, sie erlaubt sie nicht, sie duldet sie nur und läßt sie unter gewissen Bedingungen manchmal zu, um größere Übel zu verhindern, namentlich um unschuldige Kinder zu retten.

Wer immer, ob Katholik oder Nichtkatholik, das Gesagte ruhig überlegt und unparteiisch urteilen will, der wird zweifelsohne zugeben müssen:

1. Die Hinterbliebenen der verstorbenen Härtly hatten gar kein Recht, die Forderung zu stellen, daß der Leichnam in geweihter Erde, in der Reihe der Katholiken, unter Glockengeläute beerdigt werde.

2. Pfarrer J. Hoffmann hat daher auch nicht unrecht gehandelt, daß er die Forderung nicht bewilligte.

3. Pfarrer J. Hoffmann durfte das Gewünschte nicht zulassen; denn sonst hätte er dem Kirchenrecht zuwider gehandelt und hätte vom Bischof suspendiert werden können.

Prälat J. Kruschinsky,
Professor des Kirchenrechts.

Ferne von der Heimat und dennoch daheim.



Im fernen Ost, am Strande,
Liegt sterbend ein Soldat —
Der denkt der heim'schen Lande
Und seiner Vaterstadt.
Der denkt der Kinderzeiten,
Der Brüder überm Meer,
Daß an der Lieben Seiten
Er gern begraben wär'. . .
Der denkt, wie er so ferne,
So glückeslos verdirbt;
Der denkt, wie er so gerne
Noch leben blieb' und stirbt. . .

* * * *

In dieser letzten Stunde,
Den Tod im Angesicht,
Da kommt gar sel'ge Kunde,
Die dunkle Nacht wird licht:
Es naht der Herr dem Armen,
Verklärt im Himmelsglanz;
Er neigt sich voll Erbarmen,
Gekrönt im Dornenkranz,
Und segnet den mit Frieden,
Der hier im Sterben liegt,
So daß er noch hienieden
Den letzten Feind besiegt.
So ist er heimgegangen
Zum Licht bei Gott empor,
Wo ihm entgegenzogen
Die Engel froh im Chor.

Es siegte Christenglaube,
Im Vaterhaus gesät,
Der auch im Todesstaube
Zum Leben aufersteht.
Der Mutter heißes Beten,
Des Vaters ernster Blick —
Mit Füßen selbst getreten —
Sie bleiben nicht zurück.
Wär' auch dein Kind dir ferne,
Weit fort im fremden Land,
Ihm leuchten diese Sterne,
Es ist in Gottes Hand.



Es ist nicht alles in Ordnung.

Der Korrespondent der „Birsh. Wed.“ schreibt an das Blatt vom Kriegsschauplatz folgende vielsagende Zeilen:

Mukden, 4. Dezember. Ich war im Warenwaggon, in welchem eine gute Seele einer Wohltätigkeitsanstalt eine Menge wolleener Hemden, Decken und andere Sachen geschickt hat. Ein Student übernachtet in diesem Waggon. „Geht bei Euch alles gut?“ frage ich ihn. „Nun, es geht, es wird immer noch geopfert. Nur eins ist nicht gut,“ sagte er nach einer Weile, „die Verwundeten bekommen vieles gar nicht zu sehen. „Wie so?“ — „Nun . . . Es verschwindet alles, wer weiß wohin. Z. B. die verdichtete Milch in Büchsen. Man opfert deren viel, und die Verwundeten haben sie nicht zu sehen bekommen. Es ist augenscheinlich, daß sie ein anderer verbraucht.“ Der junge Mann lächelte bitter. Überhaupt in diesem Stücke steht's bei uns schlecht,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Wir sind ja ganz ohne Aufsicht. Alle sind der Meinung, ich weiß nicht warum, daß wir unschuldige Lämmlein sind. Die Anstalt steht außer Verdacht. Daher kommt's, daß unsere Soldaten vieles nicht zu sehen bekommen, z. B. Wein. Waggonenvoll wird geopfert, aber wer trinkt ihn? . . . Vielleicht dort im Rücken. In Charbin bei gemeinschaftlichem Schmaufe. . . Doch dessen kann ich Sie versichern, die Soldaten werden damit nicht erfreut.“

„Was sagen Sie?“ rief ich aus, „das kann nicht sein.“

„Wie kann das nicht sein?“ erwiderte der Student eifrig, „nur ein Beispiel. Unlängst hat man einen ganzen Waggon voll Champagner gestohlen. Man schickte einen Waggon, und er ist nicht aufzufinden und damit basta. Endlich klärte sich die Sache auf. Den Waggon hat N. N. verkauft.“

„Nun, davon weiß doch wohl die höhere Obrigkeit?“

„Ja, jetzt weiß sie es, aber man hat die Geschichte vertuscht. Wissen Sie, die Veröffentlichung würde die ganze Anstalt vernichten. Verschiedene verdächtige Persönlichkeiten treiben hier bei uns ihre Geschäfte. Und das ohne viel Federlesens zu machen, einfach öffentlich. Es ist Mondschein. Ich sehe, es kommt mir jemand entgegen. Er ist kein Grieche auch kein reiner Russe — ein schlauer Mann. Ohne Umwege fragt er mich zudringlich: können Sie mir nicht Champagner verkaufen? Ich gebe ihm zur Antwort: Wir haben nur Champagner für die Kranken, aber nicht zum Verkaufen. Nun, wie denn nicht zum Verkaufen. Unlängst haben wir den Kasten zu 40 Rbl. gekauft. Lassen Sie mir ob, wenn's geht. Ich konnte meinen Unwillen nicht länger unterdrücken, schloß der Student. Hatte sehr große Lust, dem frechen Kerl ein paar zu versetzen, begnügte mich aber mit einem dreifachen russischen Schimpfworte.“

Hiezu bemerkt die Redaktion: „Wir bringen die Mitteilung unseres zweiten besonderen Korrespondenten A. Michajlow, eines Mannes, der wohl die Verantwortung für alles das kennt, was er schreibt; denn er war Redakteur eines Provinzialblattes. Daß solche Dinge geschehen, nimmt nicht wunder, da wir zu nachsichtig gegen solche Verbrechen sind, allein dadurch wird die Abscheulichkeit um keinen Fingerbreit vermindert.“

In derselben Nummer schreibt ein Mitarbeiter des Blattes, Sokolow: „Die „Nowoje Wremja“ teilt mit, daß sie über alle Zweifel erhabene Kenntnisse erhalten habe, daß lange nicht alle Sendungen Mukden erreichen, und das, was dort aus Petersburg ankommt, trägt deutliche Spuren fremder Händewirtschaft an sich. Die Körbe mit Sachen sind leer oder mit Schutt angefüllt. Anstatt hundert Kisten findet man nach langem Suchen nur zwölf und ähnliches.“

Soviel aus dem Blatte „Birsh. Wed.“ N 359, 31. Dez. 1904.

Es gibt doch sonderbare Ansichten. Ein ganzer Waggon voll Wein wird gestohlen, und man vertuscht den Diebstahl, um der Wohltätigkeitsanstalt nicht zu schaden. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Dadurch muß die Anstalt jegliches Zutrauen verlieren. Denn wenn der eine stiehlt, und der andere zudeckt, wer wird da noch trauen? Was kann dafür bürgen, daß sich solche Verbrechen nicht wiederholen werden? Etwa das Gewissen und die Strafe? Allein Leute, die sich an den Sachen vergreifen, welche den Verwundeten und anderen schwer mitgenommenen Soldaten geschickt werden, die haben ihr Gewissen längst an den Nagel gehängt. Die Strafe? Ja, die steht nur auf dem Papier. Stiehlt er, und es

kommt heraus, nun dann wird die Sache vertuscht; denn die Anstalt darf keinen Schaden leiden. Was hat der Dieb also zu fürchten? Welch bitterer Spott! Die Anstalt darf keinen Schaden erleiden. Wenn man eine Kiste Wein für 40 Rbl. verkauft, einen ganzen Waggon stiehlt, statt hundert Sendungen nur etwa ein Duzend auffindet, die armen Soldaten, die monatelang auf ein Geschenk von ihren Lieben gewartet haben, anstatt der Sachen nur Schutt erhalten, dann hat die Anstalt, dann haben die Übersender und die Empfänger wohl keinen Schaden? Alle haben Schaden, nur die Diebe nicht. Gibt es dann denn keine Schneidwerke mehr um diesen Kerlen die „langen“ Finger wegzuschneiden?

Vom Kriegsschauplatz.

Über die Tätigkeit unserer Reiterei, die unter Anführung des Generals Mischtschenko einen Handstreich gegen die linke Flanke der Japaner unternommen, berichtet Generaladjutant Kuropatkin folgendes.

„Am Abend des 28. Dez. wurden ein und einhalb Kompagnien Infanterie und eine halbe Eskadron Dragoner niedergehauen und niedergeschossen. Nur die eintretende Dunkelheit ermöglichte es einer nicht großen Abteilung von Japanern, sich zu zerstreuen. In der Nacht auf den 29. wurden von unserer Rekognoszierungsabteilung das Eisenbahngleis beschädigt, die Telegraphenleitungen durchschnitten und ein Zug mit zwei Lokomotiven zum Entgleisen gebracht. Am 29. wurde nach einer nicht starken gegenseitigen Beschießung Niutschwang besetzt. Die in der Stadt stehende Kompagnie und zwei Schwadronen räumten unverzüglich die Stadt, und obwohl es der Kompagnie gelang, heilich zu entkommen, wurde sie doch aufgesucht und, nachdem sie bis zum späten Abend verfolgt worden war, vollständig geschlagen. Außerdem vernichtete unsere Reiterei auf dem Wege verschiedene kleinere Kommandos. Im Laufe dieser zwei Tage wurden 500 Wagen mit Vorräten erbeutet. Gefangen genommen wurden ein Offizier und 14 Mann Soldaten. Wir verloren in diesen Tagen 3 Offiziere und 15 Soldaten an Toten, 10 Offiziere und 19 Soldaten an Verwundeten. Vom 29. auf den 30. Dezember beschädigten ausgesandte Freiwillige das Gleis der Eisenbahn beim Dorfe Tschentsy, 6 Werst von der Station Jnkou entfernt. Am 30. um 4 Uhr abends näherte sich eine der Abteilungen Jnkou. Dies wurde von unser Artillerie auf den Stellungen bei Sichnanshaj und Haiaitaj beschossen und die in der Nähe gelegenen Depots in Brand gesteckt. Bei Hereinbruch der Dunkelheit ging ein Teil des Detachements zum Sturm auf die Station von Westen aus über. Der Feuerschein verriet den Japanern die Kolonne, sie eröffneten auf die Angreifenden ein heftiges Gewehr- und Schnellfeuer. Die Leute suchten Schutz in den Gräben, gingen hierauf wieder zur Attacke über und erreichten das Eisenbahngleise. Zuletzt entdeckte man einen Anmarsch einer starken japanischen Infanteriekolonie von Tschitschao aus. Die Unrigen stellten aber eine zu geringe Macht dar, um die Befestigung zu nehmen, weshalb sie sich zurückzogen. Die Toten und Verwundeten im Kampfe bei Jnkou konnten fast durchweg mitgenommen werden. Die in Jnkou brennenden Depots brannten die ganze Nacht hindurch.“

Die Absicht der Japaner, diesen verwegenen Kosakenabteilungen den Rückzug zu verlegen, hat sich, wie ein diesbezüglicher Drahtbericht Aufschluß gibt, nicht durchführen lassen.

General Mischtschenko ist nach seinem kühnen Streich gegen Jnkou wieder in Kuropatkins Hauptquartier zurückgekehrt. Am vorigen Sonntag teilte Mischtschenko seine zur Überschreitung des Hunflusses bestimmte Kavallerie in drei, den Generalen Samsonow, Abramow und Tjelschew anvertraute Kolonnen. Das erste Nachtquartier wurde bei ziemlich mildem Wetter zwischen dem Liau- und Hunfluß aufgeschlagen. Montagabend wurde in einem Dorf unweit des Zusammenlaufes der beiden Flüsse ein japanischer Transport abgefangen. Dienstag früh acht Uhr geriet Hauptmann Chaplin, Kommandant der Mitrailleusen des Dagestan-Regiments, in Berührung mit den von japanischen Offizieren befehligten, auf das Schießen mit Mausergewehren gut gedrückten 500 Chunchusen. Chaplin fiel durch eine Kugel mitten ins Herz getroffen. Der Regimentschef Bunting rief: „Rächen wir des

Kameraden Tod!" Die Kosaken stürmten darauf mit wütender Energie gegen den Feind an. Die Chunchusen verloren etwa 100 Mann; ein Lanzenstrich tötete ihren Fahnenträger, und das japanische Banner wurde mit brausendem Hurrah dem Obersten Bunting überbracht, welcher den Kosaken, der es trug, auf beide Wangen küßte. Mittlerweile griff die russische rechte Kolonne das südlicher gelegene, mit Mauern umgebene und von 300 japanischen Infanteristen heldenmütig verteidigte Dorf Schutuze an. Durch wohlgezielte Schüsse aus guter Deckung wurden die Offiziere Nekraïow und Bertin sowie mehrere Unteroffiziere getötet. Bertin war erst vor kurzem nach Verabschiedung aus der französischen Armee in die russische eingetreten. Das Dorf Schutuze blieb diese Nacht das Hauptquartier des Generals Veruschinski. Mittwoch mittag traf General Mischtschenko in dem alten Dorf Mut-schany ein. Dort wurden fünfzig in einem Hause verborgene japanische Soldaten aufgespürt, die meisten von ihnen getötet, einige gefangen genommen. In der folgenden Nacht wurde nördlich von Haitsheng das Bahngleis in einer Ausdehnung von fünfhundert Meter zerstört und die Haitsheng und Tschitschau verbindende Brücke gesprengt. Die wichtigste Operation sollte am folgenden Tage ausgeführt werden. Mischtschenko ordnete Donnerstag früh die Überraschung des von einigen hundert Japanern verteidigten, für mehrere Millionen Jens Vorräte enthaltenden Dorfes im Norden der Station Infou an. Aber die Japaner erhielten rechtzeitig mit der Bahn etwa 1000 Mann Verstärkung. Die Russen hatten keinerlei mit Bajonetten ausgerüstete Mannschaft, darum beschränkte sich der Kampf auf ein Artillerieduell, in welchem die Japaner sich den sechs russischen Batterien überlegen zeigten, so daß Mischtschenko in der Nacht den Rückzug anordnete. Am Freitag erreichte er den Taitsefluß, machte aber, um die verfolgenden Japaner zu täuschen, eine Schwentung nach links. Gestern früh noch bestand für Mischtschenko große Gefahr, aber dank seiner ausgezeichneten Nachhut konnte er mit verhältnismäßig geringen Verlusten die russischen Linien erreichen. Mischtschenko bedauert, daß er bei diesem kühnen Abenteuer nicht über Infanterie verfügte.

Zur Veröffentlichung Nogi's nach dem Fall von Port-Arthur bezüglich der angeblich reichen Beute an Geschossen, Sprengstoffen, Kanonen, Flinten und Eisenbahnwagen, die Japan in der gefallenen Festung zu teil geworden, macht Leutnant Koschtschakowski, welcher bereits im Juli Port-Arthur auf dem „Reschitelny" verließ, in der „Now. Wrem." nachstehende Mitteilung:

„Ich bin davon überzeugt, daß die japanischen Berichte über die Beute stark übertrieben, wenn nicht einfach erlogen sind. So meldet Nogi, daß ihm 59 Forts übergeben worden sind; das entspricht nicht der Wahrheit, denn sovieler ständige Forts hat Port-Arthur nie besessen. Ferner wurden 1588 Kisten mit Sprengstoffen erwähnt. Ich muß gestehen, daß mir die Munitionsverhältnisse Port-Arthurs unbekannt waren, weil sie ja, wie überall, das größte Kriegsgeheimnis bilden; nur will ich bemerken, daß Sprengstoffe in der ganzen Welt in Kilogramm angegeben werden. Kisten ist ein vager Begriff, denn man weiß nicht, wieviel Kilogramm jede Kiste enthalten hat. Hierauf spricht Nogi von 546 Geschützen, aber verschweigt nachweislich, wie viele von ihnen brauchbar waren. Ich bin überzeugt, daß die Japaner kein einziges brauchbares Geschütz erhalten haben. Wir hatten sehr viele alte chinesische Kanonen in Port-Arthur, die nur als Schaustücke dienten.

82,670 Geschosse will Nogi erbeutet haben; das ist eine große Zahl, aber auch hier verschweigen die Japaner, welcher Art die Geschosse waren. Wir besaßen in Port-Arthur viele veraltete Geschosse, sogar elzöllige, nur waren keine Geschütze für diese Geschosse vorhanden. Ganz sonderbar kommen mir die kleinen 35 Dampfer vor, von denen die Japaner behaupten, daß sie dieselben nach einigen Reparaturen werden verwenden können. Wenn man von Dampfern spricht, so gibt man die Tonnenzahl an. Wir besaßen sechs Bugstierdampfer in Port-Arthur und kleine Dampfschaluppen. Diese sind es offenbar, die als Dampfboote herhalten müssen.

Während der Zeit, die ich in Port-Arthur zugebracht habe, also vom ersten Torpedoangriff bis zum 28. Juli, war es keinem einzigen Dampfer, weder mit Munition, noch mit Proviant gelungen, die Blockade zu brechen und in Port-Arthur einzulaufen. Ob das einem Schiff nach meiner Abreise gelungen ist, kann ich nicht

wissen, doch sei hervorgehoben, daß die Blockade mit jedem Tage enger wurde. Aus diesem Grunde wäre es sehr gewagt anzunehmen, daß sich unter jenen 35 Dampfern auch solche befinden, die zufällig nach Port-Arthur gelangt sind.

Was unsere Panzerschiffe betrifft, so halten die Japaner dieselben infolge der von uns vorgenommenen Sprengungen selbst für völlig unbrauchbar.

Über den Proviant Port-Arthurs weiß ich nur, daß die Garnison schon im Juli nur ein Drittel ihrer sonstigen Salzfleisch-Rationen erhielt."

Ein Telegramm des Generalmajors Desin an den Kriegsminister vom 6. Januar besagt: General Stöfel bittet, dem Herrn und Kaiser nachfolgenden Drahtbericht zu unterbreiten: Alleruntertänigst berichtet Eurer Kaiserlichen Majestät, daß als Kriegsgefangene die ganze Besatzung der Festung anerkannt wird, mit Ausnahme der Geistlichkeit, des medizinischen Personals und der Beamten. Nach Rußland zurückzukehren wurde genehmigt den Offizieren, welche eine Unterschrift gegeben, den Offiziersdienern und Krüppeln. Die Bedingungen sind von den Abgeordneten beider Seiten unterzeichnet. Unsererseits von Generalmajor Reiz und Kapitän 1. Ranges Schtschensnowitsch. Von der Besatzung sind bereits überführt alle, die am Tage der Kapitulation sich auf den Positionen befanden, 8000 derjenigen aus den Hospitälern, welche den Wunsch zur Überfahrt äußerten, 4000 nicht in der Fronte Dienende; Trainmannschaft und Sanitäre 1300, Beamten der Grenzwaache, Genietruppen, der Feld- und Festungsartillerie 3500. Verwundete und Kranke sind in den Hospitälern zurückgeblieben 13,135, darunter gegen 300 Amputierte. Offiziere und stellvertretende Fähnriche befinden sich noch in den Hospitälern 164. Alle Zahlen beziehen sich auf die Landtruppen. Das „Rote Kreuz" ist zeitweilig in Port-Arthur geblieben.

Generaladjutant Stöfel.

Briefe aus dem fernem Osten.

Wir werden gebeten, folgende zwei Briefe in die Spalten des „Klemens" einzurücken:

I.

Mukden, den 15. November 1904. Liebe Eltern! Nach 39tägiger Reise sind wir endlich an unserm Bestimmungsorte angekommen. Wir, d. h. das 8. Armeekorps, waren bestimmt, das 10. Armeekorps abzulösen, aber letzteres wollte nicht zurücktreten, und so stehen wir einstweilen noch im Rücken der Armee. Die Soldaten graben Semljanki (Erdbütten) und ich übe mit meinen Musikanten im Hofe. Es ist dies zwar nicht ganz angenehm, da es ziemlich kalt ist, aber es läßt sich leider nichts dagegen tun, denn unsere Wohnungen, die Semljanki nämlich, sind dafür doch etwas zu dunkel, um darin solche Übungen vornehmen zu können — es fehlt eben an Fenstern.

Vor Ende Januar oder anfangs Februar soll, wie man hört, nichts besonderes bevorstehen. Aber dann soll es erst recht losgehen, denn bis dahin hofft Ruropatkin alle Soldaten, die bis jetzt für ihn bestimmt sind, beisammen zu haben. Bis jetzt hören wir nur den Donner der Kanonen und das Ausblitzen derselben nächtlicherweile.

Noch bin ich recht gesund. In der Hoffnung, daß diese Gesundheit bis zum fröhlichen Wiedersehen andauern werde, verbleibe ich Euer Sohn

Leonard Selinger.

II.

Liebe Eltern! Ich teile Euch mit, daß wir schon 10 Tage auf dem freien Felde in Zelten neben der Stadt Mukden stehen. Bei Tag ist es nicht sehr kalt, etwa so, wie bei uns im Chersonschen, aber bei Nacht möchte man die Füchse beneiden, und morgens, wenn man aufsteht, fliegt einem das Feuer unter den Zähnen hervor, so klappern sie. Aber das ist alles noch wenig, denn bis jetzt ist trockenes Wetter und noch kein Schnee. Wir sind bis jetzt 25 Werst vom Feuer. Morgen rücken wir 12 Werst näher. Dort bekommen wir chinesische Häuser, dann wird es besser werden. Dort bleiben wir stehen bis Februar Monat, dann gehen wir vorwärts, denn die Japaner sind schon schwach(?), und zu uns kommen alle Tage 15 Jüge mit Soldaten.

Bis jetzt ist es mir noch immer gut gegangen; zu essen bekommen wir genug; das Brot ist besser als in Tiraspol; außerdem bekommen wir Tee und Zucker. 20 Pf. Butter habe ich mir unterwegs aufgekauft. Vom Krieg haben wir bis jetzt noch nicht viel gesehen. Die Kanonen hört man donnern, und das Feuer sieht man am Himmel aufblitzen, aber das sind wir schon gewöhnt, das hören wir gar nicht mehr. Da wir nicht nahe dabei sind, so haben wir vorläufig gar nichts zu fürchten. Allzu nahe werden wir auch nicht hingehen. — Ich bin schon auf einem Chinesen gefahren. Hier fährt man nicht mit Fuhrleuten, sondern auf Chinesen; die schlagen so einen Trab 'raus, grade wie dem Selingerweiß seine Rappen, und wenn man noch 2 Werst von der Stadt ist, so riecht man schon die gebratenen Ratten und Frösche, denn die Chinesen essen alles, was sie nicht frist.

Ich muß noch hinzufügen, daß das Land, wo wir jetzt sind, das große Heidenland China ist, von dem man in der Legende vom hl. Franziskus Xaverius liest. Aber es ist eine Welt wie zu Hause in Europa. Auch die Witterung ist wie bei uns im Chersonischen. Die Chinesen zeichnen sich besonders durch ihre Geduld aus. Ich bin auch schon in einem chinesischen Böhentempel gewesen und habe die Götter gesehen. Der Tempel steht ganz voll Götzen, das ist schrecklich. Der höchste Gott sitzt zwischen den anderen Göttern wie ein Oberhaupt.

Mit herzlichem Grusse verbleibe ich Euer Sohn

Anton Fibiger.

K o r r e s p o n d e n z.

Talta, den 28. Dezember. Am ersten Weihnachtstage ereignete sich dahier der katholischen Kirche gegenüber folgender Unglücksfall. Ein halbetrunkener Lohnkutscher, namens Tjanin, fuhr in den Bergbach, um seine Kutsche zu waschen. An diesem Tage aber war infolge heftigen Regens der Bach, genannt Utchan-Su, so angeschwollen und reißend, daß es den Fuhrmann ergriff und dem Meere zutrug. Dies bemerkend, warf sich der zur Kirche gehende Fuhrmann Sigismund Waraschkewitsch ins Wasser, verhalf dem Ertrinkenden aus der gefährlichen Lage, rettete die Pferde, und als er auch den Wagen aus Land bringen wollte, fiel er, vom Strom niedergerissen, und opferte sein Leben.

Rührend war es zu sehen, wie seine Mitgenossen für eine anständige christliche Beerdigung sorgten und auch der hinterlassenen armen Familie Unterstützung versprachen. S.

Rastatt, Gouv. Cherson. Am 19. Dezember erhob sich hier und in der ganzen Umgegend bei schrecklicher Kälte und Schneegestöber ein ungewöhnlich heftiger und gefährlicher Sturm, der den ganzen Tag und die darauffolgende Nacht anhielt und erst bei Anbruch des nächsten Tages sich legte. Nun laufen von allen Seiten Nachrichten ein über Reisende, die dem verheerenden Orkan zum Opfer geworden sind. So z. B. fand man unweit von Schitowsky — einem kleinen Flecken — einen mit drei Pferden bespannten Wagen. Die Pferde lagen in einem Graben und waren erfroren. Von einem Menschen war keine Spur zu finden. In einer anderen Gegend fand man drei auf dem Wagen sitzende Männer, die samt ihren vor den Wagen gespannten Pferden erfroren waren. Mikomedes.

A u s W e l t u n d K i r c h e.

Saratow. Die „Kölnische Volksztg.“ berichtet, daß in Köln am Rhein eine „starke Kälte“ war, nämlich bis 9 Grad Celsius (7,2 R.). Bei solcher Temperatur heißt es dagegen bei uns: Heute ist schön, und alles strömt auf die Straßen, um in frischer Luft einen Spaziergang zu machen. Diese Tage hatten wir 20 Grad R. (25 C.), das war kalt, die Kölner würden wohl sagen „überaus grimmig kalt.“ Jedenfalls hätten sie es nicht gewagt, am hl. Dreikönigsfeste in der Wolga ein Bad zu nehmen. Bekanntlich findet bei den Russen an diesem Feste die Wasserweihe an den Flüssen statt. An genanntem Tage hatten wir 12 Gr. R. (15 C.) bei scharfem, schneidendem Wind, trotzdem fanden sich Liebhaber zum Baden in der Wolga. Gegen hundert Personen, alte und junge, Männer und Frauen, legten ihre Kleider ab, sprangen in die Wuhne und erfrischten sich mit

einem kräftigen „Ah!“ Weber die Kälte noch das Schamgefühl vor den vielen Tausenden von Zuschauern waren stark genug, sie zurückzuhalten. Sie plätscherten im Wasser, tauchten unter, wie wenn's Sommer gewesen wäre. Beim ankleiden auf dem Eise unter freiem Himmel verwandelte Wind und Kälte die Haare der „Kneipianer“ buchstäblich in Eiszapfen. Это ничего! (das macht nichts.) Die Kölner können sich daran stärken und Mut schöpfen, um bei 9 Gr. C. nicht zu verzweifeln. Ein Berichterstatter des „Sar. Dnjew.“ befragte die sonderbaren „Badegäste“ um den Zweck ihrer „Heldentat.“ „Warum baden Sie sich?“ — „Der Gesundheit halber.“ — „Sind Sie denn krank?“ — „Wer weiß das. Man sagt aber, es sei der Gesundheit zuträglich.“ — Ein anderer. „Baden Sie sich zum erstenmale?“ — „Nein, jedes Jahr.“ — „Warum?“ — „Um mich von den Sünden zu reinigen.“ — Ein anderer. „Warum baden Sie sich?“ — „Um die Maske abzuwaschen; denn während der Feiertage hatte ich mich mit einer Maske verkleidet,“ dabei klapperten ihm die Zähne im Mund, als sollten sie in tausend Stücke gehen. Andere beantworteten die Frage einfach mit „такъ себѣ,“ oder: „es fiel mir gerade ein zu baden,“ oder: „andere baden sich, daher ich auch,“ wieder ein anderer wollte durch diese „Kneiptur“ die „Brustkrankheit“ los werden. Ein Wolgabader bei—12 Gr. R. ist also gut für Leib und Seele.

— Aus zuverlässiger Quelle wird uns mitgeteilt, daß in Katharinenstadt, Gouv. Samara, mit Beginn dieses Jahres ein Konsumverein ins Leben gerufen wurde.

Arbeiterbewegung in Petersburg.

Am 3. Januar stellten gegen 12,000 Arbeiter der Putilowschen Werke in Petersburg die Arbeit ein und verließen die Fabrikräume. Gleichzeitig trafen Polizeikommandos, Soldaten und Kosaken ein, um etwaige Unordnungen zu verhüten. Auf den Versuch, die Arbeiter zur Wiederaufnahme ihrer Arbeit zu veranlassen, stellten dieselben verschiedene Forderungen als Bedingung, unter welcher sie sich dazu bereit erklärten. Diese Forderungen strebten keine Änderung der Staatsordnung an, sondern nur die Verwirklichung des Anfanges ökonomischer Gerechtigkeit. Am 7. Januar hatte diese Bewegung unter den Arbeitern der Residenz einen großen Umfang erreicht. Die Arbeiten auf vielen metallurgischen und Manufakturfabriken, Schiffswerften wurden eingestellt. Alle Druckereien waren geschlossen, was zur Folge hatte, daß am nächsten Tage nur eine Zeitung herausgegeben werden konnte. Im ganzen beteiligten sich an der allgemeinen Bewegung der Arbeiter 95,870 Mann.

Wie nachträglich noch amtlich zur Kenntnis gebracht wird, gesellten sich inzwischen zu den Unzufriedenheiten des Arbeiterverbandes Hezereien geheimer revolutionärer Kreise. Früh am 8. d. M. ging infolgedessen die allgemeine Bewegung unter Anführung des russischen Geistlichen Gapon zu einer offenbar revolutionären Propaganda über. Aufgestachelt durch eine öffentliche fanatische Rede Gapons, verbunden mit verbrecherischer Aufreizung von seiten böswilliger Subjekte, strömte die erbohte Menge am Sonntage, den 9. d. M., in ungeheuren Scharen dem Zentrum der Stadt zu. Mancherorts kam es zwischen den Unruhestiftern und dem sich ihnen entgegenstellenden Militär zu heftigen blutigen Zusammenstößen. Im allgemeinen wurde durch die Bewegung ein bedeutender Teil der Stadt in schonungslose Mitleidenschaft gezogen, wobei Kaufläden geplündert und dergleichen Unfug verübt wurde.

Laut den bis Sonntagabend 8 Uhr der Polizei überbrachten Nachrichten wurden den Hospitälern 96 Tote, darunter ein Polizeirevieraufseher, und 333 Verwundete, darunter schwer verwundet ein Pfistawgehilfe und leicht — ein Beamter der Gendarmeriedivision und ein Schutzmann, zugestellt.

Nach dem Beispiele der Unruhestifter in Petersburg stellten am 10. Januar in Moskau die Arbeiter auf den Fabriken Bachruschin, Michailow, Emil Zindel und Schreiber die Arbeit ein.

— Kurz vor Ausgabe dieser Nummer, 8 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens streikten hier in Saratow die Arbeiter der Stahlgießerei Behring, und bald darauf traten auch die Arbeiter der Nagelfabrik Gantke und des Eisenbahndepots in den Ausstand.

Zum Reformwesen.

Da die gerichtliche Administrativgewalt (Landeshauptmänner) dem Ministerium des Innern unterstellt ist, so wird die Frage über die Gerichtsbarkeit der Bauern in den Ministerien des Innern und der Justiz gemeinsam beraten. Es verlaudet zweierlei: entweder werde das Institut der Friedensrichter wieder eingesetzt oder ein neues Institut von Gemeinderichtern hergestellt werden.

Einführung der Semstwo im Dongebiet.

Südrussische Blätter verbreiten das Gerücht, die Einführung der Landschaftsinstitutionen im Dongebiet sei eine bereits entschiedene Frage. Danach solle diese Institution in den Kreisen Taganrog und Kofstow auf allgemeiner Grundlage schon Mitte des laufenden Jahres eingeführt werden, in den anderen Bezirken werde dieselbe manchen den besonderen Verhältnissen der Kosakenbevölkerung entsprechenden Abänderungen unterzogen werden.

Atmosphärische Erscheinungen.

Am 30. Dezember, um 4 Uhr morgens, waren die Bahnbeamten der Station Anzen, dem „Riff. Westn.“ zufolge, Zeugen einer interessanten Erscheinung. Am nordöstlichen Himmel sah man einen Lichtstrahl, der sich schnell der Erde näherte. Zuletzt unterschied man deutlich eine Feuerkugel mit einem feurigen Schweife. Der Flug dauerte acht Sekunden. Darauf berührte die Kugel die Erde und zerstäubte in eine Menge von Funken. Während des Falles des Meteors war es taghell. An der Stelle, wo man den Meteor zu finden glaubte, 400 Saizen von der Station, wurden Nachforschungen angestellt, doch blieben diese erfolglos. — In Teplogorsk wurden, wie der „Ural“ mitteilt, am 16. Dezember um 10 Uhr abends am östlichen Himmel drei feurige Säulen in einer kurzen Entfernung von einander beobachtet.

Eine Straßenszene.

Im „Astrach. List.“ ist folgende Szene zu lesen: „Das ging sehr schnell von statten, Brüderchen. Schendere ich da auf der Straße einher, als plötzlich drei Mann vor mir stehen. Einer packt mich bei der Gurgel. „Dein Geld gibst Du her!“ — Wo sollte ich's hernehmen? Kam grad von der Arbeit und hatte keinen Groschen in der Tasche. „Laß mich los,“ sagte ich, „bei meiner Seele! Ich habe kein Geld!“ — „Zieh Dich aus!“ Sie begannen mich zu entkleiden. Drei Mann gegen einen. Die Nacht war finster, kein Mensch auf der Straße. Und doch eilten sie, so daß sie meine Kleider zerrissen. Da höre ich: ganz in der Nähe pfeift ein Wächter. . .“ — „Na, und?“ — „Nun, da wurde ich mäuschenstill. Sie zogen mich splitternaht aus und gaben mir zum Abschied eins ins Genick und tüchtige Prügel.“ — „So ein Esel! Weshalb hast Du denn nicht geschrien? Der Wächter war ja in der Nähe!“ — „Schreie da einer! Ich hatte ja gerade damals keinen Paß. Ich schlich wie ein Dieb, immer längs der dunkelsten Stellen, nach Hause und war heilfroh, daß man mich wegen meiner Nacktheit nicht auf die Polizei geschafft hatte.“ — „Somit war alles verloren?“ — „Natürlich. Was kann ich ohne Paß machen?“ — „Ohne Paß, allerdings!“

Ermordung eines Geistlichen.

Wir lesen in der „All. Wksztg.“: Etwas unterhalb des Ortchens Waldegg bei Zürich befindet sich das Wirtshaus Waldegg; ungefähr zehn Minuten weiter zweigt ein Weg ab, der in den Wald hinein führt; die Straße selbst durchschneidet dort einen Hügel, und die beidseitigen Böschungen bilden einen Hohlweg. In diesem Hohlweg nun wurde Vikar Adamer am Donnerstagnorgen ungefähr um halb sechs Uhr in einer Blutlache liegend aufgefunden. Er lag auf dem Rücken, Hut und Stock neben ihm. Eine Kugel hatte die Brille zertrümmert und war unterhalb des rechten (nicht des linken) Auges in den Kopf gedrungen. Offenbar hat sich der Mörder nicht Zeit genommen, sein Opfer gründlich auszuplündern. Zwei Goldstücke in der Westentasche entgingen ihm, ebenso die Kapsel mit dem hl. Öl. Die goldene Kapsel, welche die Hostien enthielt, war eine sogenannte amerikanische, einer Uhr ähnlich. Diese sowie die Geldbörse und die goldene Uhr des Gemordeten sind verschwunden. Der Mörder hat Hrn. Vikar Adamer zu einem Ster-

benden an den Ütliberg gerufen. Zuerst verlangte der Mann immer den Pfarrer selber, er hatte es also auf diesen abgesehen, offenbar in der Hoffnung, dort zu reichlicher Beute zu kommen. Vikar Adamer hatte bei Verschlägen stets etwas mehr Geld bei sich, um eventuell vorhandene leibliche Not ebenfalls lindern zu können. Vom Mörder hat man noch immer keine Spur.

Das Kollegium der Kardinal.

Das Kardinalskollegium besteht gegenwärtig nach dem am 1. Januar (19. Dez.) erfolgten Tode des Kardinal-Erzbischofs Langénieux von Rheims aus 61 Mitgliedern und zwar 5 Kardinalbischofen, 48 Kardinalpriestern und 8 Kardinaldiakonen. 1 Kardinalskollegium, nämlich das von Sabina, ist gegenwärtig vakant, das beim nächsten Konsistorium dem Vernehmen nach Kardinal Caffetta wählen wird. Von den 61 Eminenzen sind 37 Italiener und 24 Nichtitaliener, 30 an der Kurie und 31 außerhalb Rom in ihren Diözesen. Die nichtitalienischen Kardinalen gehören folgenden Ländern an: Österreich-Ungarn 5, Deutsches Reich 3 (davon 1 in Rom: Steinhilber), Frankreich 6 (unter diesen Matthieu in Rom), Spanien 5 (davon in Rom 2: Vives y Tuto und Merry del Val), Portugal 1, Belgien 1, Irland 1, Vereinigte Staaten 1, Australien 1. Ihrem Alter nach sind über 80 Jahre 3 Kardinalen: Richard, Gruscha und Capeceletro; 19 stehen zwischen 70 und 80, 28 zwischen 60 und 70, 9 zwischen 50 und 60 Jahren; die jüngsten Eminenzen sind Skrbensky mit 41 und Merry del Val mit 39 Jahren. Kardinaldekan Dreglia ist kreiert von Pius IX., Merry del Val und Callegari von Pius X., alle übrigen von Leo XIII. Unter dem Pontifikate Leo XIII. starben 146 Kardinalen, unter Pius X. bis jetzt 4, nämlich Herrero, Celestia, Mocenni und Langénieux.

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.*)

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt von Joseph Spillmann S. J.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Der Pfarrer von Sainte-Victoire und sein Küster.

Der Pfarrer von Ste-Victoire hatte einen Tag angestrengtester Tätigkeit hinter sich, wie es der Sonntag für den eifrigen Priester gewöhnlich ist.

Früh vor Tag war Abbé Montmoulin aufgestanden und hatte in der Kirche vor dem hochwürdigen Gute sein betrachtendes Gebet gehalten und dann selbst die Angelusglocke geläutet; denn der nachlässige Küster war wieder einmal träg im Bette geblieben. Als nun mit dem ersten Morgenlichte auch schon Andächtige in das Gotteshaus kamen, mußte er als Beichtvater des mühseligen heiligen Amtes walten. Es war der erste Fastensonntag; darum drängten sich viele zum Empfange der heiligen Sakramente und hielten ihn stundenlang in dem Beichtstuhl, bis die Zeit der Messe und Predigt herankam. Der gute Abbé wußte kaum mehr, wo ihm der Kopf stand, als er in der Sakristei die heiligen Gewänder anlegte. Brummig half ihm dabei der Küster. Seiner Nachlässigkeit sich bewußt, erwartete er einen wohlverdienten Verweis und wunderte sich nicht wenig, statt dessen nur die freundliche Frage zu vernehmen: „Gut ausgeschlafen, Vater?“

In der Predigt sprach Abbé Montmoulin über das Sakrament der Buße und betonte namentlich, wie leicht uns der Heiland die Beicht gemacht, indem er seinem Stellvertreter das strengste Schweigen als heiligste Pflicht auferlegte, so daß nichts, auch nicht der Verlust aller irdischen Güter, ja der Ehre und des Lebens, den Priester vom Beichtstuhle entbinden könne. Als Beleg dafür führte er das bekannte Beispiel des hl. Johannes von Nepomuk und aus neuerer Zeit den Opfermut eines polnischen Priesters an, der um des Beichtgeheimnisses willen schmachvoll verurteilt und nach Sibirien verbannt wurde. Am Schlusse wandte er sich in ergreifenden Worten an die leider wenig zahlreich anwesenden Männer und beschwor sie, in der jetzt begonnenen Bußzeit der heiligen Fasten die vielleicht schon länger versäumte Pflicht der Beicht zu

*) Verlag der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. Mit Genehmigung des hochw. Herrn Verfassers sowie der geehrt. Verlagshandlung abgedruckt.

erfüllen und sich so der Gnade und des Friedens theilhaft zu machen, den der Heiland als Preis seines bitteren Leidens in diesem trostreichen Sacramente niedergelegt habe.

Es war spät geworden, als Abbé Montmoulin endlich die priesterlichen Gewänder ablegen konnte und nach einer kurzen, innigen Dankagung in seine Stube gelangte, wo ihn eine Tasse Kaffee, freilich nicht mehr ganz warm, erwartete. Dann mußte das lange Fastenbrevier gebetet werden, und zwischenhinein meldeten sich der Reihe nach ein halbes Duzend seiner Pfarrkinder, welche in den verschiedensten Vorkommnissen Trost, Hilfe, Unterweisung wünschten. Endlich brachte die alte Susanne, welche sein Zimmer in Ordnung hielt, aus dem nahen Wirtshaus „Zur Olive“ das frugale Mittagmahl herüber. Zu einer eigenen Hausfalterin hatte er es nämlich noch nicht gebracht; der Posten war seiner Mutter vorbehalten, sobald er ihr eine anständig eingerichtete Wohnung anbieten könnte.

Susanne hatte sich natürlich in ihren Sonntagsstaat geworfen, ein hellblaues Kattunkleid mit großen gelben und roten Blumen, dazu ein grünes, weiß gestreiftes Schultertuch mit langen Franzen. Zu dieser Farbenpracht paßte freilich das runzelige Gesicht mit den gelblichweißen Haaren wenig, welche sie etwas unordentlich unter die schief gedrückte Spitzenhaube zurückgestrichen hatte. Susanne zählte nämlich nahe an die Siebenzig und mag überhaupt in ihrem Leben niemals eine Schönheit gewesen sein. Aber das schadet wenig; eine gute treue Seele war sie und kannte keinen andern Herzenswunsch auf Erden, als es dem Herrn Pfarrer nur ja recht und bequem zu machen.

Als die gute Alte die Suppe auf den Tisch gestellt hatte, strich sie mit ihren runzeligen Händen die Schürze und das großblumige Kattunkleid glatt, wünschte dem Herrn „Wohl bekomme's“ und sagte: „Ach, was der Herr Pfarrer heute schön gepredigt hat über das Beichtgeheimnis und wie der Priester eher sterben muß, als daß er auch nur eine läßliche Sünde verraten dürfte! Und dann das schöne Beispiel vom hl. Nepomuk und von dem polnischen Priester! Ich habe ein wenig in der Kirche herumgesehen — ich denke, es wird keine schwere Sünde sein; denn ich tat es nur, um mich zu erbauen —, und da sah ich, wie die Leute weinten. Leider waren die Rechten, die das hätten hören müssen, der Maire und der Notar und die andern von den liberalen Herren aus der „Goldenen Rose,“ nicht da. Die haben jetzt Wichtigeres zu tun, als die Kirche zu besuchen; die müssen jetzt an die Wahlen denken! Und der eine, der da war, der lieberliche Küster, hat unter der Sakristeithüre nur ganz höhnisch gegrinst, anstatt Miene zu machen, sich die schöne Predigt zu Herzen zu nehmen und endlich einmal zu beichten.“

„Nun, Susanne, schöne Worte bekehren die Herzen noch lange nicht! Da müßt Ihr recht wacker beten; das nützt mehr, als über die Verstocktheit der Sünder jammern. Der liebe Gott ist langmütig und barmherzig und weiß die Sünder zu finden.“

„Du liebe Zeit! Da habe ich mich am Ende durch geistigen Stolz und Lieblosigkeit verfehlt, und ich wollte doch nur dem Herrn Pfarrer sagen, wie schön er gepredigt hat! — Nehmen Sie nichts mehr von diesem Rindsbraten; er ist wahrscheinlich wieder etwas hart und zäh. Der Metzger hat uns wieder Fleisch von einer alten Kuh geliefert. Ich mit meinen drei Zähnen kann schon gar nichts beißen; aber Sie sind ja noch jung und haben ein vortreffliches Gebiß — geht's doch nicht? Soll ich abtragen? Aber wie werden Sie es denn bei so wenig Essen aushalten?“

„Ganz gut, Susanne. Nur müßt Ihr mir jetzt etwas Zeit lassen, die Christenlehre vorzubereiten; denn die ist noch wichtiger als die Predigt,“ entgegnete Abbé Montmoulin und sah lächelnd der besorgten Alten nach, welche unter Kopfschütteln mit den Schlüssel durch die Türe verschwand. Dann griff er zu einem Exempelbuche und überdachte noch einmal den Unterricht, den er schon im Laufe der Woche studiert hatte. Sinnend saß er da, den Kopf in die Hand gestützt. Die freundlichen, etwas bleichen Züge des schönen, noch jugendlichen Gesichtes ließen seine ernste, aber im Grunde doch fröhliche Natur erkennen, welche durch eine reine, in den Übungen des Studiums und der Frömmigkeit verbrachte Jugend veredelt war.

Zu dem Priester paßte seine einfache Umgebung — das schlichte Zimmer mit den weiß getünchten Wänden, dem braunen Holzwerk an der Decke und den Türrahmen, welche mit wunderlichen Schnitze-

reien aus alter Zeit verziert waren. Auch das Kreuzifix an der Wand und ihm gegenüber das Vesperbild hatte die kunstfertige Hand und der fromme Sinn irgend eines alten Meisters geformt. Freilich die wohlfeilen, vergoldeten Vasen neben der schmerzhaften Mutter paßten nicht recht zu dem alten Schnitzwerk; auch das ärmliche Stehpult aus Tannenholz sowie das schmucklose Büchergestell mit den wenigen Büchern und alle übrigen Möbel redeten laut von der Dürftigkeit des Priesters. Aber es war eine Armut, die mit Frohmuth und Zufriedenheit Hand in Hand ging. Und in der That, was bedurfte er auch des Prunkes? Die süß duftenden Hyazinthen, die am offenen Fenster prangten, der liebe Sonnenschein, der freigebig sein Gold in die Stube warf, die linden Frühlingslüfte, die den Duft der blühenden Bäume aus den Gärten herauftrugen, machten die einfache Zelle traulicher und wohllicher als die reichen Teppiche, kostbaren Gemälde und üppigen Möbel ein Prunkgemach. Alles in der Umgebung des Pfarrers atmete Sonntagsruhe und heiligen Frieden, und nichts ließ ahnen, wie nahe der Sturm sei, der diesen Frieden grausam stören sollte.

Nur zu bald rief die Glocke den Pfarrer wieder in die Kirche. Nach der Christenlehre, welche seine ganze Kraft in Anspruch nahm, folgte Vesper mit Kreuzwegandacht und sakramentalem Segen. Zum Schluffe hatte er noch ein Kind zu taufen.

Was Wunder, daß der gute Abbé Montmoulin sich endlich mit einem Seufzer der Erleichterung in seinen Lehnstuhl setzte und bei der milden Frühlingsluft welche durch das offene Fenster einströmte, beinahe eingenickt wäre! Aber er rieb sich die Augen und sagte: „Was? schlafen am hellen Tag? Nein, dafür bin ich noch zu jung. Geschwind, es erübrigt gerade Zeit, die Rechnungen des St. Joseph-Vereins noch einmal nachzusehen und das Geld zu zählen, welches Madame Blanchard bei meinem Vorgänger und mir hinterlegte. Sie will ja morgen die große Summe hier abholen. Gott sei gepriesen, daß jetzt mit dem Baue des Krankenhauses begonnen wird. Wie es nur möglich ist, daß diese gute Madame Blanchard mit ihren Gefährtinnen eine solche Menge Geld zusammenbringt! Die Wohlthätigkeit ist doch noch groß in unserem Frankreich; vielleicht verdient sie uns Gnade bei Gott und die Wiederkunft des alten, frommen Glaubens.“

In diesen Gedanken warf der Priester einen Blick durch das Fenster hinab auf das Dorf, das unter blühenden Bäumen fast versteckt in stiller Sonntagsruhe lag. Dann öffnete er das Schreibpult, in welchem die Kasse des St. Joseph-Vereins verschlossen war. Eine Zeitlang las und rechnete er und zählte dann langsam und umständlich, wie es gewiß kein Geschäftsmann getan hätte, die Summe auf den Tisch.

„80 Hundertfrancscheine macht 8000 Francs,“ zählte er, „50 Zwanzigfrancscheine macht 1000 Francs — zusammen 9000 Francs in Papier. 75 Goldstücke à 20 Francs macht 1500 Francs in Gold — zusammen 10,500 Francs, und 215 Hundert-Sous-Stücke sind 1075, und 425 Francs in kleinerem Gelde — alles zusammen die 12,000 Francs, die Madame Blanchard dieser Tage holen will. Meiner Treu, eine schöne Summe! Ich habe noch nie so viel auf meinem Tische gesehen!“ Und der Abbé gab sich nochmals daran, die Rollen mit den Zehn-Sous-Stücken zu zählen. Er war so eifrig in dieser ungewohnten Beschäftigung, daß er es ganz überhörte, wie schon zweimal an der Türe geklopft worden war, und rief fast erschrocken „Herein“, als man jetzt ein drittes Mal ziemlich laut pochte.

Herein trat der Küster und riß die Augen weit auf, als er das viele Geld auf dem Tische ausgebreitet sah. „Alle Wetter!“ rief er, mit gierigem Blicke den Stoß Bankscheine, die funkelnden Goldstücke und den großen Haufen Silbergeld musternd, und fügte dann rasch bei: „Bitte um Entschuldigung, Herr Pfarrer! Aber ich hatte keine Ahnung, daß Ew. Hochwürden so reich seien.“

„Es ist auch kein Ew. von dieser Summe mein eigen,“ entgegnete Abbé Montmoulin, dem es doch nicht lieb war, daß ihn gerade sein Küster beim Zählen einer solchen Summe überraschte.

Er traute dem Manne nicht recht, der allerdings ein bewegtes Leben hinter sich hatte. Derselbe war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mensch von wohl 40 Jahren; seinen etwas abgelebten Zügen nach hätte man ihn aber für um fast 10 Jahre älter gehalten. Das dunkle Auge blickte frech und unftet; ein tief

aufwärts gedrehter Schnurrbart, der die spöttischen Lippen beschatete, vermehrte noch den Eindruck eines leichtsinnigen, wohl auch lieberlichen Burschen. Dazu kam eine breite Narbe, welche, oberhalb der rechten Augenbraue einsetzend, quer über die stark gerötete Nase und die linke Wange lief. Ein zu seiner Stellung als Küster weniger passendes Gesicht hätte der Mann nicht wohl haben können; so stellte man sich allenfalls einen Feldhüter, nicht aber einen Kirchendiener vor. Loser — so hieß er — war von Geburt ein Deutsch-Lothringer, hatte während des Krieges unter den Francireurs gegen die Deutschen gekämpft und dabei, wie er selber erzählte, manchen „Preußen“ aus sicherem Hinterhalte meuchlings niedergeschossen. Nach Schluß des Friedens hatte er für Frankreich optiert und als Lohn seiner Heldentaten eine Verdienstmünze mit dem Anrecht auf Zivilverforgung erhalten. Er hatte sich aber wenig zuverlässig gezeigt. Seine einzige Empfehlung war die Säbelnarbe, welche er von einem deutschen Husaren in einem Scharmüzel erhalten haben wollte. In Wahrheit war es nur das Denkzeichen an ein recht unrühmliches Studentenduell. Der Reihe nach in verschiedenen Posten untergebracht, mußte er überall wegen allerlei dienstlichen Unpünktlichkeiten wieder entlassen werden. So war er auf seinen Kreuz- und Quersfahrten durch Frankreich auch in die Provence gekommen und hatte durch seine Zungenfertigkeit und den Hinweis auf seine „fürs Vaterland“ empfangene Wunde den Bürgermeister von Ste-Victoire für sich gewonnen, gerade als dieser vor Jahresfrist einen neuen Küster suchte. Der Maire, ein aufgeklärter Mann, bot dem „tapfern Lothringer“ die Stelle des Kirchdieners an, und Loser ließ sich herbei, dieselbe probeweise anzunehmen. „Ich habe zwar meiner Lebtag die Pfaffen nicht riechen können,“ sagte der alte Francireur dem Bürgermeister, „aber in der Not fängt der Teufel Fliegen.“ Und da sich inzwischen noch immer nichts Besseres dargeboten, war Loser, dank der Protektion des Bürgermeisters, bis heute Küster geblieben, soviel Anlaß zur Unzufriedenheit der Pfarrer auch mit ihm hatte.

Man kann sich also denken, daß Abbé Montmoulin nicht sehr erfreut war ob des plötzlichen Erscheinens gerade dieses Mannes, und der unheimliche Blick, den derselbe aus seinen lieberlichen Augen auf das Geld richtete, erschreckte den Priester nahezu. Denn es fuhr ihm durch den Sinn, daß er sich in dem weitläufigen Klostergebäude mit diesem Menschen, an dessen Hand Blut klebte, wahrscheinlich mutterseelenallein befände, und ob ein Schrei um Hilfe in den nächsten Häusern gehört würde, war immerhin zweifelhaft. Unwillkürlich sprang er auf, stellte sich zwischen das Geld und den Küster und setzte den Stuhl vor sich, um wenigstens ein Mittel der Verteidigung zu haben, und sagte nochmals: „Das Geld gehört nicht mir, es ist Sammelgeld des St. Joseph-Vereins und für den Bau des neuen Krankenhauses bestimmt. Madame Blanchard wird es morgen oder übermorgen holen.“

Ein spöttisches Lächeln spielte um den Mund Losers, der den Gedanken des Geistlichen wohl erriet. „D,“ sagte er dann, „Ew. Hochwürden brauchen nicht zu erschrecken. Ich werde Sie nicht für einen dieser „Preußen“ halten, denen ich das Lebenslicht ausblies — das war im Kriege und fürs Vaterland! Im Frieden bin ich der harmloseste Kerl der Welt und könnte keiner Rake den Garaus machen — auf Ehre! Und da dieses Geld den Armen und Kranken gehört, so wäre es gegen mein Gewissen, Sie auch nur um einen Sou davon zu bitten. Sie meinen wohl gar, es könnte mir einfallen, einen dieser schönen farbigen Bankscheine — es sind, so wahr ich Arthur Loser heiße, Hundertfrancscheine! — zu eskamotieren oder mit Gewalt an mich zu nehmen? Pfui, Herr Pfarrer! Ich sollte Ihnen eigentlich ob dieses freventlichen Urteils im Ernste zürnen! Aber das kommt von Ihrer grundfalschen Meinung, daß nur die „Frommen“ ehrliche Menschen seien. Gewiß, Herr Abbé, zu den „Frommen“ gehöre ich freilich nicht und habe diese 20 oder 25 Jahre weder gebeicht, noch kommuniziert und werde es auch jetzt nicht tun, trotz der wunderschönen Predigt, die Ew. Hochwürden heute über das Beichten hielten — aber ein ehrlicher Kerl ist deshalb der Arthur Loser doch!“ Bei diesen im Brusttone der Enttäuschung gesprochenen Schlußworte legte der Küster theatralisch die Hand aufs Herz, und während er so von Tugend deklamierte, hatte

sein findiger Geist schon in ziemlich klaren Zügen einen Plan entworfen, der mit seinen Worten schnurstracks im Widerspruche stand.

Der Geistliche dachte aber augenscheinlich als Seelsorger nur daran, wie er den Mann zu seiner Christenpflicht zurückführen könne, und sagte: „Lieber Loser, es tut mir leid, wenn ich Euch in Gedanken vielleicht je zu hart beurteilte; aber sagt mir selber, wie kann man denn von einem Menschen Gutes denken, der so seine heiligsten Pflichten gegen Gott und seine unsterbliche Seele 20 bis 25 Jahre vernachlässigt? Qui sibi nequam, cui bonus?, d. h. wer gegen sich selber frevelt, wem soll der gut sein?“

„Ach, lieber Herr Abbé, ich meine, Sie haben heute genug gepredigt! Gott! Ist es denn so ausgemacht, daß es einen Gott gibt? und daß er sich um uns kleine Menschlein bekümmert, wenn es einen gibt? Unsterbliche Seele! Die Meinung, daß es ein solches Ding in unserem Leibe gebe, ist heutzutage von der Wissenschaft längst aufgegeben. Aber, lieber Herr Abbé, ich bin nicht hergekommen, um mit Ew. Hochwürden über solche Dinge zu streiten, Sie müssen ja natürlich einen Gott und eine unsterbliche Seele haben — Sie haben das notwendig für Ihr — Geschäft —“

„Loser, Ihr vergeßt Euch!“ rief Abbé Montmoulin, mit Mühe den gerechten Unwillen über diese gottlosen Worte des frechen Menschen niederkämpfend. „Was wünscht Ihr eigentlich?“

„Ja so — ob des Anblicks des großen Kirchen- und Armenchazes da habe ich mein Anliegen ganz vergessen,“ sagte Loser. „Ich wünschte Urlaub bis nächsten Samstag. Die Woche über können Sie mich ja wohl entbehren. Ich möchte nach Marseille, wo mir ein guter Freund Hoffnung auf eine für mich passendere Stellung macht, als es die Küsterei ist. Wo habe ich nur den Brief —“ und dabei suchte er in seinen Taschen.

„D, ich brauche ihn gar nicht zu sehen, Loser,“ entgegnete der Pfarrer dem Küster, der seine Taschen durchsuchte. „Geht nach Marseille, und möget Ihr dort finden, was Ihr sucht! Die Frühglocke will ich schon selber läuten; ich bin doch meist früher auf als Ihr. Die alte Susanne mag die Kirche öffnen und schließen; legt die Schlüssel auf den Küchentisch. Wann wollt Ihr fort?“

„Heute abend. Ich kann den Nachzug von Aix leicht erreichen. Ich danke für die gütige Erlaubnis. Und nun möchte ich noch, da ich sehe, daß Ew. Hochwürden so gut bei Kasse sind, Sie um eine kleine Anleihe von — nun, eine Bagatelle! — von 100 Francs bitten — eine einzige der vielen Banknoten dort.“

„Ich habe Euch schon gesagt, daß das Geld nicht mir gehört. Aber selbst wenn es mein eigen wäre, würde es gegen meine Grundsätze sein, Euch Geld zu leihen.“

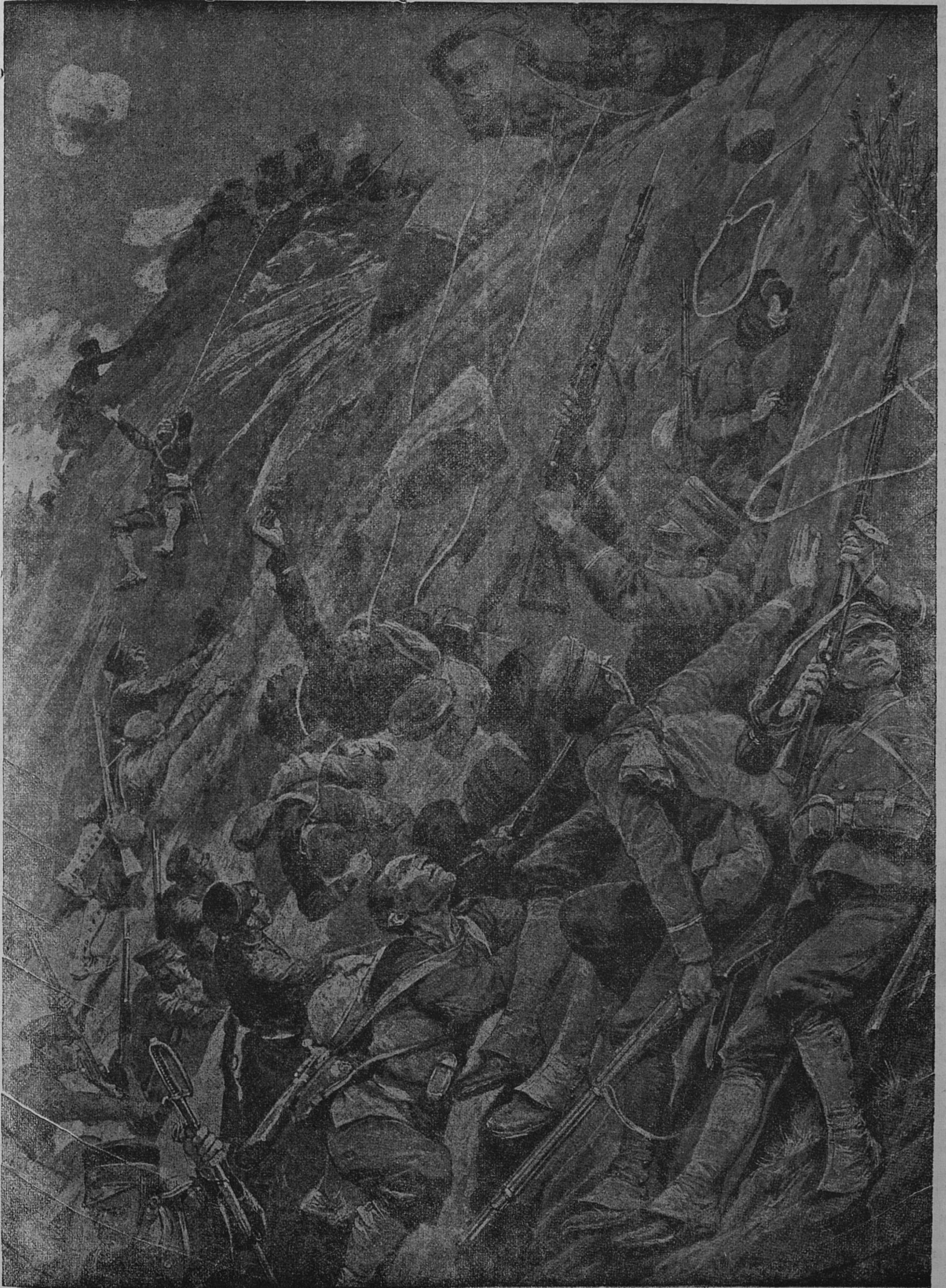
„Weil Ihr mich für einen Schuft haltet —“

„Weil es gegen meine Grundsätze ist, und damit basta. Wenn Euch mit einem kleinen Geschenke aus meiner magern Börse gedient ist —“, sagte der Pfarrer und reichte dem Küster, um den Menschen los zu werden, ein Fünffrancstück.

„Ich nehme es als wohlverdienten Lohn,“ sagte Loser, das Geldstück in seine Westentasche schiebend. „Als Almosen würde ich es mir verbitten; denn Arthur Loser ist kein Bettler. Ich werde übrigens bald aus meinen kleinen Geldverlegenheiten heraus sein. Ich erwarte eine Erbschaft: eine Tante in Lothringen — sehr reich! — ist gestorben, und so empfehle ich mich dem Herrn Abbé!“ Er verbeugte sich steif, schoß noch einmal einen gierigen Blick nach dem Gelde auf dem Tische und verschwand durch die Türe.

„Gott sei Dank, daß der unheimliche Mensch fort ist,“ atmete Abbé Montmoulin erleichtert auf. „Ich bin eigentlich in der Seele froh, daß er heute abend noch verweist. Es wäre fast gewagt, mit ihm allein in diesem Kloster die Nacht zuzubringen, nachdem er einmal erfahren hat, daß ich so viel Geld in meinem Schreibpulte habe. Möge es mir der Himmel verzeihen, wenn es ein freventliches Urteil ist; aber ich traue nun einmal diesem Menschen nicht! Er wäre am Ende im Stande, zum Scheine fortzugehen und in der Nacht heimlich zurückzukehren; — ich sollte doch lieber das Geld zum Bürgermeister tragen. Das wäre vielleicht zudem eine willkommene Gelegenheit, mit dem Herrn, der mir immer nur feindselig gegenübertrat, in ein freundschaftlicheres Verhältnis zu kommen.“

Während Abbé Montmoulin diese Gedanken durch den Kopf gingen, legte er die Summe, sie rasch nochmals überzählend, in eines seiner großen, weiß und rot karierten Taschentücher und



borg dieselbe einstweilen in seinem Schreibpulte. Als er just den Schlüssel abziehen wollte, hörte er eine fröhliche Knabenstimme, und ein Blick durch das offene Fenster belehrte ihn, daß seine gute alte Mutter mit den beiden Kindern seiner Schwester eben den Hof durchschritt.

„Mutter, Mutter! seid Ihr es in der Tat?“ rief er, und helle Freude leuchtete aus seinem Auge.

„Wie du siehst, François, und ich hoffe, dich gesund und glücklich zu finden,“ schallte es herauf; auch die Kinder riefen ihre Grüße. Aber schon eilte der Priester, die Türe seines Zimmers hinter sich offen lassend, durch den langen, dunkeln Korridor der Treppe zu, die auf den Kreuzgang mündete, und traf den lieben Besuch gerade unter dem Schwibbogen vor der ehemaligen Klau- sultüre. Da umarmte und küßte er die Mutter voll kindlicher Liebe; dann zog er sie aus dem dunkeln Durchgang in das helle Licht des offenen Kreuzgangs und schaute ihr in das freundliche Gesicht; denn er hatte sie mehrere Monate nicht gesehen und nur durch seine Schwester vernommen, daß sie den Winter über vielfach unwohl gewesen sei.

„Gelt, der Winter hat mich nicht jünger gemacht?“ lächelte die Mutter. „Siehst du die abscheulichen Falten? Und die Haare sind fast ganz weiß geworden — Kirchhofblümchen nennt man die weißen Haare.“

„Nun, sie stehen dir sehr gut, Mutter, und die Furchen wollen wir wieder glätten und dafür sorgen, daß die Wangen etwas voller werden und nochmals hübsche Röschen tragen,“ sagte Abbe Montmoulin, „Ich habe gute Nachricht für dich! Laß mir noch ein paar Wochen Zeit, und dein Zimmer soll herrlich eingerichtet sein. Ich bin jetzt nicht übel bei Kasse. Aber nun hinaus! Wir müssen sofort einen Staatskaffee brauen — du, Charles, lauf rasch zum Bäcker, das dritte Haus links in der Dorfstraße, und bringe Weißbrot und ein Duzend Brezeln! Hier hast du Geld! Und du, Julie, mußt unterdessen der Großmama den Kaffee machen helfen.“

„O, ich kann allein Kaffee kochen, und er soll ausgezeichnet werden,“ sagte das Mädchen. „Wenn die alte Susonne nur Kaffee genug gemahlen in der Büchse hat!“ Der Knabe aber stürmte mit einem fröhlichen „Hurra, Brezeln!“ dem nahen Dorfe zu, während Julie, die schon einmal auf Besuch in Ste-Victoire gewesen war und sich in dem alten Kloster recht gut auskannte, munter die Treppe hinaufstüpfte. Raun achtete sie des Wortes der Großmutter: „Binde dir eine Schürze um und schütze dein Sonntagskleidchen!“ Nach dem Befinden der guten Schwester sich erkundigend, geleitete der Priester dann die geliebte Mutter nach seinem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

B r i e f k a s t e n .

Enst. B. . . Geld erhalten.

+ Mit Kreuzherren-, Dominikaner- und Brigitten-Ablässen lassen wir auf Wunsch starkgefettete, preiswerte Rosenkränze weihen; Sterbekränzchen mit dem Sterbe- und Stationsablaß. Große Auswahl in kathol. Gebetbüchern für jedes Alter und jeden Stand. Preisliste hierüber, sowie über Devotionalien gratis. **Dukon & Berker, Verleger des Heil. Apost. Stuhles, Revelaer (Nid.) Nr. 41.**

Neuheit! Stereograph,

Zusammenlegbarer Apparat: letzte Neuheit in der optischen Technik. Zum „Stereograph“ sind u. a. folgende Bilder vorrätig: „Frankreich“, „England“, „Amerika“, „Griechenland“, „Agypten“, „Palästina“ u. dgl. m. dergleichen Bilder aus dem tägl. Leben.

Preis des Stereographen“ nebst 56 Bildern mit Überfendung innerhalb des europ. 1 R. 90 R. Russlands u. nach Transkaukasien

Nach dem asiatisch. Russland 2 R. 20 R. Wer 106 Bilder zu dem Apparat wünscht, wolle zu der erwähnten Summe noch 1 R. 20 R. hinzufügen.

Bestellen Sie per Postkarte! Der Versand wird unter Postnachnahme überallhin ohne Anzahlung erliebigt.

Adresse: Гор. Тула, Киевская ул., № 25, магазинъ И. В. Мигунова



Allerlei.

Ein Ungläubiger. Frau: „An der Haustür steht doch angeschlagen: „Betteln und Hausieren ist verboten.“

„Bettler: „D mei, gnä' Frau, heutzutage' darf ma' net alles glauben.“

D w e h! — „Ist es wahr? Sie sind auch in den Hafen der Ehe eingelaufen?“

„Wie heißt eingelaufen, — 'reingelaufen bin ich.“

V o r b e h a l t. A: „Sagen Sie 'mal, Sie halten mich wohl für ein Kamel?“

B: „Nein, — aber ich kann mich irren!“

A u s r e d e. Richter: „Sie sollen bei der Kauferei dem Huberbauer das Ohr abgerissen haben?“

Ungeklagter: „I be- wahre, nur am Ohr angefaßt hab' ich ihn . . . und da hat er sich losgerissen!“

Einfache, dauerhafte wirtschaftliche Separatoren

ganz ohne Einsätze
letztes Patent

der Fabriken **Heinrich Lanz**

für Leistungen
von 7 bis 9 Metro Vollmilch pro Stunde

Preise 55 Rbl. und 65 Rbl.

Wiederverkäufern Rabatt.

Separatoren

Für Industriezwecke
für große Leistungen.

Fabrik-Niederlage

Heinrich Lanz

in K o s t o w a / D o n .

Redakteur J. Kruschinski.

Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preisurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

Zum Bezuge sämtlicher

Schreib- u. Zeichen-Materialien

Contobücher u. Converts

empfehlte sich die Contobücher- u. Convert-Fabrik

von

August Lyra, Niga.

Vielfach premiirt.

En gros—en detail.

Preislisten gratis.

Fensterglas-Niederlage und Magazin

J. J. Zell Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer Str., zwischen der Nikolstaja und Alexandrowskaja.

Spezieller Handel mit böhmischem, halbweißem u. mattem Glas verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschied. Fabriken, Diamanten zum Glasschneiden, Spiegel in verschiedenen Größen mit und ohne Rahmen, Bilderrahmen und Bilder.

Bestellungen auf allemöglichen Glasarbeiten werden entgegenkommen.

Klein- und Großhandel. Preise ohne jede Konkurrenz.

Telegrammadresse: Saratow—Zell. Telephon № 459.

Bestes Magazin **F. Sorokin** **in Saratow,**

Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Resports aus gediegenem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.

Alexander Kindsvater

Saratow

Kontor: Alexandrowskaja 21, General-Agentur „Rossija“

Niederlage: Barzinskaja 84

empfehlen unter Garantie

echte französische Mühlsteine

der „Société Générale Meulière“

echte Schweizer Seidensiebe

der Fabrik „Dufour“

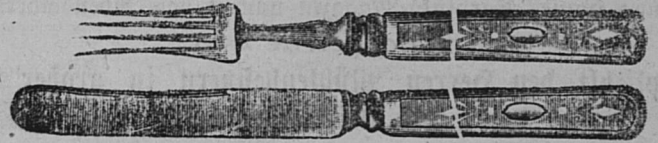
sowie Walzenstühle und alle anderen Mühlenbedarfsartikel der Mühlenbauanstalt G. Daberio.

— Lager —

landwirtschaftl. Maschinen und Geräte,

Dreschgarnituren, Lokomobilen, Dampfmaschinen, Turbinen, Naphta-Solaröl-Motore

u. s. w., u. s. w.



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

K. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.

Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos); fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmen; Kandyrin und Gawrilow

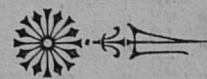
samtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisedecken, Betttücher und Überzüge empfiehlt zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete **C. A. Chudoschin u. Sohn.** Magazin

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Credits, unter dem Moskauer Hotel.



Patentirte Mahlgänge



mit Unterlaufer auf zolligen Stahlkugeln;

keine Spindel; keine Buxe; keine Zahnräder.

Leichter Gang. * Einfachheit. * Dauerhaftigkeit.

— **Höchste Qualität des Mehles.** —

Keine Reparatur. Keine Reibung, wie in gewöhnlichen Mahlgängen.

Catalog wird auf Wunsch zugesandt.

W. ZUKOWSKY. S.-Petersburg. Newsky 97.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei **KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN**

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

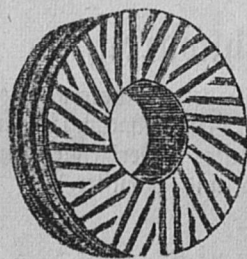
Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

Niederlage aller Mühlenmaschinen u. Mühlenbedarfartikel Alexander Andrejewitsch Borell

in Saratow, Ecke der großen Sergijew- u. Salzstraße im eigenen Hause, Sarpinka-Magazin unweit vom Abendmarkte.

Telephon № 243.

Empfehl den Herren Mühlenbesitzern in großer Auswahl und zu mäßigen Preisen



Französische Mühlsteine

der allerberühmtesten und bekanntesten Steingruben

DUPETY, ORSEL & Cie

in La Ferté sous Jouarre in Frankreich.

Vollständige Niederlage und Verkauf von Walzenstühlen der besten und neuesten Systeme zur Herstellung des gewöhnlichen Bauernmehls, Getreidereinigungsmaschinen „Обойки“, Griespaukmaschinen, Bürstenmaschinen, Stauber „Горизонталь“, Rundsieber „Самоходъ“, Radenausleser „Кукольница“, Hirseschälmaschinen „Просушки“. Komplete Einrichtungen für Ölmühlen, hydraulische Pressen für Hand- und Riemenbetrieb.

Für jede verkaufte Maschine wird volle Garantie geleistet. Auch führe ich aus erster Hand, direkt aus dem Auslande von den Fabriken, Leder-, Kamelhaar- und sonstige Riemen, Billen zum Behauen der Steine und echte Schweizer Seidencylinder zu folgenden Preisen: Preis pro Arschin in Kopfen.

№№	0.	2	Н.	—	Р.	№№	0.	1	Н.	80	Р.
	00.	2	—	—	—		00.	1	—	80	—
	000.	2	—	—	—		000.	1	—	80	—
	1.	2	10	—	—		1.	1	—	90	—
	2.	2	20	—	—		2.	2	—	—	—
	3.	2	30	—	—		3.	2	—	10	—
	4.	2	40	—	—		4.	2	—	20	—
	5.	2	50	—	—		5.	2	—	30	—
23 Versch.	6.	2	60	—	—	19 1/2 Versch.	6.	2	—	40	—
	7.	2	70	—	—		7.	2	—	50	—
	8.	2	80	—	—		8.	2	—	60	—
	9.	2	90	—	—		9.	2	—	70	—
	10.	3	—	—	—		10.	2	—	80	—
	11.	3	10	—	—		11.	2	—	90	—
	12.	3	20	—	—		12.	3	—	—	—

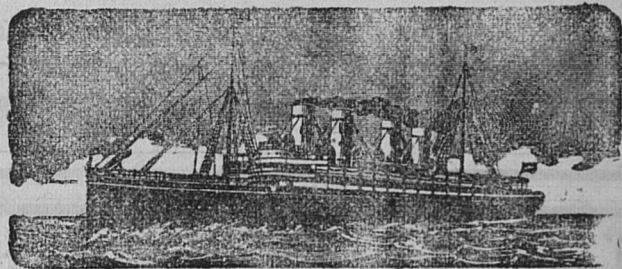
Übersende per Post Lieferungen über 20 Rbl. auf meine Rechnung Postnachnahme, sowie Sendungen unter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer.

Adresse: Saratow, уголь большой Сергиевской и Соляной, свой домъ Александру Андреевичу Борелю.

Alexander Borell.

Bitte nicht zu verwechseln mit Erlanger, welcher im Hause des Mehlhändlers Borell handelt.

Softe Beköfifigung.



Billige Fahrpreise.

Karlsberg, Spiro & Co., Libau.

Von der Regierung concessioniertes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15000 Rubel.

Passagier-Beförderung

mit Post- u. Schnell dampfern nach allen Welttheilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach Libau (Либава) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Libau nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: Карлсбергъ, Спиро и Ко.

ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.

Erstklassiges Hotel und Restauration

„Moskwa“

— Saratow, Deutsche Straße. —

Neue remontriert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet. Fahrstuhl. Nummern mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.

Achtungsvoll G. K. Wohlgemut.

Praktisch-mustergültige Färbe- und Fleckenreinigungsanstalt der Firma „Wolkow.“

Saratow, Gymnasitscheskaja Str., Haus Spirin Nr. 29.

Dieselbst werden allemögliche Stoffe zum Färben in allen Farben übernommen. Herren- und Damenkosfüme werden unaufgeweicht gefärbt. Speziell chemische und Dampfreinigung aller Kostüme.

Herausgeber H. Schellhorn.